
Pastoralblatt für die Diözesen
Aachen, Berlin, Hildesheim,
Köln und Osnabrück

Januar 1/2019

71. Jahrgang

Aus dem Inhalt

Christian Hennecke/Christiane Müßig

119 - eine spannende Reise in 15 Erfahrungen

Markus Roentgen

„Ein aufmerksames Ohr ist die Sehnsucht des Weisen“ (Sir 3,29)

Geistlicher Kulturwandel - oder wie könnte neues Vertrauen
in die Kirche gehen? - Einige Bemerkungen

Bruno Schrage

Christliche Professionalität

Was der Europäische Gerichtshof anmahnt!

PASTORALBLATT

Inhaltsverzeichnis

| | |
|---|----|
| Uta Raabe | |
| „... um zu werden, was ich bin“ | 2 |
| <hr/> | |
| Christian Hennecke/Christiane Müßig | |
| 119 – eine spannende Reise in 15 Erfahrungen | 3 |
| <hr/> | |
| Markus Roentgen | |
| „Ein aufmerksames Ohr ist die Sehnsucht des Weisen“ (Sir 3,29) | |
| Geistlicher Kulturwandel – oder wie könnte neues Vertrauen in Kirche gehen? – Einige Bemerkungen | 10 |
| <hr/> | |
| Reiner Nieswandt | |
| Entklerikalisierung | |
| Ein Überlebensprogramm für die Ecclesia Sancta | 11 |
| <hr/> | |
| Bruno Schrage | |
| Christliche Professionalität | |
| Was der Europäische Gerichtshof anmahnt! | 16 |
| <hr/> | |
| Wendelin Knoch | |
| Bernhard von Clairvaux, ein geistlicher Begleiter | 21 |
| <hr/> | |
| Reimund Haas | |
| Dem Vergessen entrissen | |
| Das „erste preußische“ Bistum Aachen 1814–1825 | 27 |
| <hr/> | |
| Rezension | |
| Guido Meyer/Norbert Wichard (Hrsg.): Sprachen der Kirche | 31 |
| <hr/> | |



Liebe Leserinnen und Leser,

mit dem neuen Jahr, zu dem ich Ihnen von Herzen Gottes Bewahrung und Segen wünsche, erscheint das Pastoralblatt in etwas verändertem Gewand. Da manche Überschrift nicht erahnen lässt, welcher Gehalt sich im zugehörigen Artikel verbirgt, werden nun drei Beiträge auf der Titelseite mit Haupt- und Untertitel angeführt. Die vollständige Inhaltsübersicht ist auf die Innenseite gerückt. Auch erschien es dem Beirat sinnvoll, zur besseren Voraborientierung der Einführung durch den Schriftleiter mehr Raum zu geben, den geistlichen Impuls hingegen knapper zu halten. Die Angaben zu den Autoren rücken fortan auf die Innenseite des Heftrückens.

Nun sei aber die Aufmerksamkeit gleich auf den ersten Artikel gelenkt. **Generalvikariatsrat Dr. Christian Hennecke**, Leiter der HA Seelsorge im Bistum Hildesheim, und **PR Christiane Müßig** haben in zwei Jahren alle 119 Pfarreien des Bistums besucht. Nicht Visitation, sondern Spurensuche – so könnte man das Ziel der Erkundungsreise betiteln, die die beiden in 15 Erfahrungen aufrichtig, keinesfalls entmutigt, sondern hoffnungsvoll zusammenfassen.

„Geistlicher Kulturwandel“ ist der Fokus einer von fünf Arbeitsgruppen, die das Erzbistum Köln im Rahmen des Pastoralen Zukunftsweges eingerichtet hat. Woran ein solcher Kulturwandel aus der Ur-Kunde des Christentums, nämlich der Heiligen Schrift, Maß zu nehmen hat, dazu hat der Referent für Spiritualität im Generalvikariat Köln, **Dipl. theol. Markus Roentgen**, einen Initialimpuls verfasst, der durchaus auch außerhalb der Gruppe seine Gültigkeit hat.

Pfr. Dr. Reiner Nieswandt aus Hilden geht dem von Papst Franziskus angeprangerten Übel des „Klerikalismus“ nach und zeigt die Spannweite auf, wo überall in der Kirche „Entklerikalisierung“ angezeigt wäre.

Der Leiter des Referats Caritaspastoral beim Diözesan-Caritasverband im Erzbistum Köln, **Dipl. theol. Bruno Schrage**, zeigt die Konsequenzen der jüngsten Urteile des Europäischen Gerichtshofes bzgl. des Anforderungsprofils von Mitarbeiter(inne)n bei kirchlichen Trägern auf. Der neue, hohe Anspruch an christliche Träger lautet: „Für jeden Berufsweig ... ist das christlich erwartbare Ethos durch konkrete Kompetenzen zu beschreiben“ (S. 19).

Der emeritierte Ordinarius für Dogmatik an der Universität Bochum, **Prof. Dr. Wendelin Knoch**, widmet sich liebevoll der Gestalt des Zisterzienserabtes Bernhard von Clairvaux als geistlicher Begleiter – für heute!

Am Ende gibt es den überraschenden Einblick in die Frühgeschichte eines der Pastoralblatt-Bistümer: die sich an die französische Erstgründung anschließende preußische Zeit des Bistums Aachen, erschlossen durch ein Werk, das nach 70 Jahren endlich seinen Abschluss gefunden hat. Der Herausgeber **Prof. Dr. Reimund Haas** skizziert die Historie anhand der sechs Kapitel des Buches.

Eine anregende Lektüre zum Jahresbeginn wünscht Ihnen

Ihr

Gunther Fleischer

Impuls

Uta Raabe

„... um zu werden, was ich bin“

Am Anfang jeder Beziehung zu einem anderen Menschen steht die Begegnung, steht der Augenblick des Anfangs, dem nach Hermann Hesse ein Zauber inne wohnt, der uns beschützt und der uns hilft zu leben.

Der Augenblick des Anfangs war auch am Beginn der Schöpfung, als Gott, der in sich nichts anderes als Beziehung ist, aus dieser Beziehung heraus nicht für sich blieb, sondern den Menschen erschuf - als Abbild Gottes, als Mann und Frau.

So glaube und bekenne ich einen Gott, der für sich nicht allein ist. Ich glaube und bekenne einen Gott, der sich nicht mit der Beziehung zu sich selbst begnügt. Ich glaube und bekenne einen Gott, der uns Menschen in seine schöpferische Kraft der Beziehung hineinnimmt. Papst Franziskus benennt dies in seinem Schreiben über die allgemeine Berufung zur Heiligkeit „Gaudete et exultate“, wenn er schreibt: „Gott wollte in eine sozial Dynamik eintreten“.

Dies ist für mich der Ursprung und der Grund menschlicher Beziehung. Nur im anderen und in der Begegnung mit dem anderen kann ich selbst die werden, die ich bin. Ich bin, was ich bin, nur durch andere. Ich bin nicht aus mir selbst heraus das, was ich bin. Nur in der Begegnung mit dem anderen und in der Gestaltung der Beziehung zum anderen, kann ich das werden, was ich bin. Ich bin Ehefrau nur durch und mit meinem Mann, bin Mutter nur durch und mit meinem Kind, bin Leiterin nur durch und mit

den Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen. Nur in der Beziehung zu dem anderen kann ich „werden, was ich bin“ - ein Gedanke den der Berliner Liedermacher Klaus Hoffmann in seinem gleichnamigen Lied ausfaltet.

„Werden, was ich bin“ - das scheint auf den ersten Blick ein Widerspruch zu sein. Doch nur auf den ersten Blick. Das „Werden, was ich bin“ zeigt vielmehr die notwendige Dynamik. Die Dynamik, die Kraft, die aus der Beziehung zu den Menschen und zu Gott entspringt.

Das Bewusstsein für diese gegenseitige Bedingtheit, die wechselseitige Abhängigkeit, führt in eine Art von Gemeinschaft, in der Menschen mutig und demütig ihre Beziehungen gestalten. Und die Gestaltung der Beziehung braucht Zeit und Ausdauer, Vertrauen und Zuversicht, Weite und Verlässlichkeit. Angesichts des Missbrauchs von Beziehungen für eigene, egomane und den anderen zerstörende Absichten eine doppelte Herausforderung.

Für Martin Buber ist die Begegnung und die Beziehung zum anderen Menschen der Dreh- und Angelpunkt der Gottesbegegnung, wenn er schreibt: „Wir harren einer Theophanie, von der wir nichts wissen als den Ort, und der Ort heißt Gemeinschaft.“ Diesen Ort der Gottese Erfahrung und der Gottesbegegnung zu gestalten ist für mich eine der wichtigsten Aufgaben der Kirche - wo auch immer und wie auch immer.

Im Alltag erlebe ich zu oft, dass Dinge vorausgesetzt werden, die die Begegnung erschweren, wenn nicht sogar verhindern. Es braucht den wachen Blick für jeden „neuen“ Menschen, für jeden, der den Kontakt zur Gemeinschaft, zu Gott sucht.

Viele christliche Gemeinschaften - vor allem im angloamerikanischen Bereich - fassen diesen Ansatz in einem kurzen Motto zusammen: „First belong, than belief“. Zunächst steht die Beziehung und die Gemeinschaft, die Zugehörigkeit, denn daraus, aus der Begegnung und der Beziehung zu anderen Glaubenden wächst der Glaube.

119 – eine spannende Reise in 15 Erfahrungen

Zwischen April 2016 und April 2018 haben wir es gewagt. Wir haben jede Pfarrei unseres Bistums besucht, um mit den Brüdern und Schwestern über die Ideen und Grundhaltungen einer lokalen Kirchenentwicklung ins Gespräch zu kommen. Zugleich wollten wir hineinhören in die vielen unterschiedlichen pastoralen Situationen. Ein spannendes Bild hat sich ergeben. Und darüber lohnt es sich weiter zu denken und weiter im Gespräch zu bleiben.

Natürlich – jede Pfarrei ist anders. Das haben wir schon vorher gewusst. Dennoch zeigen sich einige Linien, Tendenzen und Entwicklungsprozesse, die etwas aussagen über die Zukunft der Kirche von Hildesheim (und vielleicht nicht nur in unserem Bistum), aber auch über die Herausforderungen, die vor uns liegen.

1. Worum es ging

Es geht nicht zuerst um Strukturen. Es geht um das Evangelium. Es geht um unsere Erfahrungen mit Jesus Christus. Und doch: In den vergangenen Jahren haben wir uns vornehmlich mit Strukturen beschäftigt: Pfarreien wurden fusioniert und zusammengelegt, Immobilien wurden bewertet, und Kirchen wurden geschlossen. Weniger Geld führte dazu, dass wir nicht mehr Personal einstellen konnten. All das schmerzte, weil es deutlich machte, dass ein bestimmtes und so prägendes und gewohntes Bild der Kirche in Zukunft nicht mehr funktionieren kann und wird.

Aber, und das ist vielleicht das Tragischste der notwendigen Kürzungen: die eigentliche Problematik bestand in einem immensen Vertrauensverlust. Dieser Vertrauensverlust ist das Ergebnis von Begegnungen und Prozessen, in denen die Christ(inn)en vor Ort oft nicht den Eindruck hatten, auf Augenhöhe behandelt zu werden. Es wirkte zu oft wie eine Überwältigung – und das hat nachhaltig das Klima der weiteren Entwicklung beschädigt. Diese Spuren konnten wir überall entdecken. Hinzu kam: In den vergangenen Jahren haben die Christen vor Ort ambivalente Erfahrungen mit den Verantwortlichen aus den Abteilungen des Bischöflichen Generalvikariats in Hildesheim gemacht: oft kamen unterschiedliche Botschaften von dort, bei Visitationen, aber auch bei den Besuchen unterschiedlicher Abteilungen ...

Diese Erfahrungen zogen sich durch die Besuche, und machten deutlich, dass die Leute durch immer neue Ideen und Maximen verunsichert sind – gibt es überhaupt eine Linie der Kirchenentwicklung im Bistum Hildesheim? Uns begegnete neben dem offenen Misstrauen auch des Öfteren Unglauben: Wollt ihr wirklich eine lokale Kirchenentwicklung, die so viel Verantwortung an den Ort verankert?

2. Geistlicher Hunger

Jedes Treffen – mit wenigen Ausnahmen – begann mit einem Bibelgespräch. Fast immer war es die Brotvermehrungsgeschichte bei Markus. Ganz unabhängig davon, was in den einzelnen Gesprächen jeweils ans Licht kam – eines wurde überall deutlich: Es ist möglich und auch sehr einfach, mit Christinnen und Christen über den Glauben ins Gespräch zu kommen, Schrift und aktuelle Situation miteinander zu verbinden. Das ist ein erstes wichtiges Ergebnis der Besuche, dass es in unseren Gemeinden einen Wunsch nach geistlicher Vertiefung gibt, der häufig durch das Aktivitätenprogramm und zuweilen durch die Liturgie

nicht gestillt wird. Umgekehrt ist zu fragen, ob Priestern und Hauptberuflichen hinreichend bewusst ist, dass Gläubige heute nach intensiver und guter geistlicher Nahrung suchen. Unser Eindruck war: Das ist nicht so klar, wie es scheint – und umgekehrt: es braucht dringend eine spirituelle Durchdringung allen Nachdenkens über die Kirche und das Leben des Christseins heute. Von einer religiösen Sprachlosigkeit dagegen kann nicht die Rede sein. Sie wird bloß zu wenig geübt und gefördert.

3. Hohes Engagement

Es gibt in den Pfarreien eine hohe Zahl von Engagierten, die sich in verschiedenster Weise einbringen. Es sind nicht wenige. An allen Orten wird mit hoher Intensität und mit Engagement versucht, Kirche zu gestalten. Es ist eher normal, auch in kleinen Pfarreien weit über 100 Engagierte zählen zu können – in größeren Pfarreien sind es weitaus mehr. So gesehen gibt es keinen Mangel.

Wenn wir bei den Treffen fragten: Was ist bei Ihnen stark?, war unter den Antworten fast immer: „Die Ehrenamtlichen!“ Auch wenn vieles schwierig ist – in den Gemeinden und Pfarreien unseres Bistums fehlt es nicht an Menschen, die da sind, sich engagieren, einen Blick dafür haben, was zu tun ist, sich mit viel Liebe und Verantwortungsbereitschaft einbringen. Und das ist die erste „frohe Botschaft“, die wir bei den Besuchen hören konnten: Kirche ist lebendig durch Menschen und durch das, was sie sind und tun. Dabei ist den Einzelnen oft nicht bewusst, welches Potential in ihnen schlummert. Welche Kraft würde entstehen, wenn Menschen erkennen, dass das, was sie schon sind und tun, gut ist und dass sie in den Spuren Jesu gehen.

4. Unsichtbare Kirche

Wir hatten es den Pfarrern und Gremien überlassen, wen sie zu unserem Treffen

einladen. Dabei hatten wir auch immer darum gebeten, dass eventuelle Leiter(innen) katholischer Einrichtungen mit eingeladen werden. Auch die Caritaseinrichtungen konnte man einladen. Insgesamt ist das nicht immer passiert. Aber selbst wenn Leiter(innen) von Kindertagesstätten dabei waren, drehte sich das Gespräch über die Kirche häufig nur um die internen Gemeindefragen. Die Weitung des Kirchenverständnisses hin auf unterschiedliche Orte ist vielfach noch nicht im Blick. So kann leicht behauptet werden, man würde nichts für Familien tun – und gleichzeitig sitzen drei Leiter(innen) von Kindertagesstätten in der Runde, die insgesamt 200 Kinder und damit 200 Familien begleiten. Wer so den Blick auf Gemeinde und ihre Gruppen begrenzt, bekommt also den Reichtum kirchlichen Lebens nicht in den Blick. Kirchlicher Reichtum bleibt unsichtbar.

5. Aufbrüche

Kirche entwickelt sich, sie ist lebendig – auch in den Gemeinden. Wenn wir hinhörten auf die Stärken der Gemeinden, dann wurde sehr oft deutlich, dass neben dem intensiven Engagement für Gruppen gerade die diakonische Perspektive in den letzten Jahren zugenommen hat. In der Tat hat die Sorge um die Flüchtlinge viel bewirkt: Initiativen haben begonnen, die in vielfältiger Weise der Flüchtlingsarbeit gewidmet sind. Hier zeigte sich in den vergangenen Jahren ein echter Aufbruch, der noch nicht zu Ende ist. Aber es sind nicht nur Flüchtlingsinitiativen: auch Tafeln, Mittagstische, Mitarbeit in Altenheimen bringen zum Ausdruck, dass sich die jeweilige Gemeinde in das soziale Leben einbringt.

In starker Entwicklung befinden sich die liturgischen Dienste: Lektor(innen), Kommunionhelfer(innen), Ministrant(inn)en und seit einiger Zeit auch Beerdigungsleiter(innen) – eine wirklich große Zahl von Christen bereichert in dieser Weise die Feier der Liturgie und verwirklicht so das, was wir doch so wollen: die Partizipation.

Hier wird deutlich, welche Bedeutung aktive Teilhabe hat. Und hier liegen außerdem unglaubliche Chancen für die Vertiefung des christlichen Glaubens, ein Potential und eine dahinterliegende Sehnsucht, die es wert sind wahrgenommen zu werden.

6. Ahnungen eines Abbruchs

„Die Alten werden immer älter, und haben auch keinen Nachwuchs mehr“, so lässt sich eine wichtige Erkenntnis pointiert zusammenfassen: Es gibt immer weniger klassische „Gemeindegruppen“, sie überaltern und sterben aus – oder kommen nicht mehr zustande. Besonders gilt dies für Kinder- und Jugendgruppen. Es gibt natürlich unterschiedliche Gründe dafür, aber in der Grundlinie hat dies in der Tat damit zu tun, dass die Bindungskraft der Gemeinde nachlässt, und auch die Art, wie Menschen sich in Gemeinschaft binden.

Eigentlich ist dies kein Wunder. Wir wissen es schon lange. Die Art und Weise, wie Menschen sich auf den christlichen Glauben einlassen, hat sich fundamental geändert: Die selbstverständliche christliche Sozialisation ist seit Jahrzehnten (!) Vergangenheit, die Bindungskraft der Gemeinden nimmt ab, Menschen bestimmen selbst, wie sie glauben, welchen Zugang sie wählen: „Wir sind als Kirchen noch nicht damit klargekommen, dass die Menschen tun, was sie wollen“.

Das zeigt sich auch beim sogenannten Gottesdienstbesuch: Wer klassisch auf den Sonntag schaut, wird seit Jahrzehnten (!) sinkende Zahlen notieren können, und das wirkt sich natürlich auch in den Gemeinden aus.

Ja, es gibt einen Abbruch: Die beiden „klassischen Indikatoren“ des Gemeindelebens – Gruppen und sonntäglicher Gottesdienstbesuch – ist nur noch für eine kleiner werdende Gruppe von Christ(inn)en relevant. Damit ist nur gesagt, dass sich

Christsein in Zukunft vielfältiger als in Gemeinden abspielen wird. Aber natürlich ist ein großer Schmerz darüber spürbar – und es fällt vielen schwer, die Chancen einer Vervielfältigung kirchlichen Lebens zu sehen, zu schwer wiegt der Verlust einer gemeinsamen Gemeindekultur „aller“.

7. Herausforderungen und verborgene Chancen

Alle Gemeinden des Bistums spüren eine, vielleicht die entscheidende Herausforderung – seit Jahrzehnten: „Wie finden wir Nachwuchs?“ und präziser: „Wie können wir den Glauben weitergeben?“

Das sind zwei verschiedene Fragen: Die eine richtet sich auf den Selbsterhalt. Wie können Menschen gewonnen werden für die bestehende Gemeinschaft der Gemeinde. Es wird deutlich, dass für Dienste und Engagement in den Gemeinden nicht mehr so viele Menschen zur Verfügung stehen. Und das führt auch dazu, dass viele Engagierte sich überlastet fühlen. Realistisch ist hier zu sagen, dass es sehr wohl Menschen gibt, die sich in Gemeinden gerne engagieren.

Dazu aber braucht es eine gastfreundliche und beziehungsorientierte Kultur der Gemeinde. In der Tat hängt viel davon ab, ob Menschen, die „neu“ dazukommen, gesehen, gewürdigt und ins Spiel gebracht werden. Aber dann kann es nicht darum gehen, dass sie es genauso machen, „wie es immer war“: sie brauchen Freiheit und Gestaltungsraum – es braucht also auch eine neue Kultur des Engagements, und dies ist in einigen Gemeinden auch zu beobachten.

Besonders schwierig ist aber in manchen Gemeinden, dass bestimmte Aufgaben sehr dominant von bestimmten Personen wahrgenommen werden. Und noch schwieriger wird es, wenn das Bild von „Gemeinde“ so festgelegt ist, dass in jedem Fall ein bestimmtes „Set“ von Aktivitäten durchgeführt werden muss. Die Chance der zu-

künftigen Entwicklungen liegt aber darin, dass die Christ(inn)en vor Ort ihre Stärken und Grenzen gut wahrnehmen, und das, was ihnen geschenkt ist, ins Leben bringen. Kirche muss nicht einem bestimmten Bild entsprechen, sondern lebt aus den Gaben, Talenten und Kompetenzen, die vorhanden sind. Dann aber sind die Chancen nicht schlecht, dass Gemeinden sich – in aller Unterschiedlichkeit und ohne Selbstüberforderungen – weiterentwickeln. Das ist an vielen Orten schon sichtbar.

8. Weitergabe des Glaubens als zentrale Frage

Es ist in vielen Pfarreien eine frustrierende Erfahrung: Kommunionkinder und Firm-bewerber(innen), Eltern und Angehörige lassen sich durch die Sakramentenvorbereitung nicht einbinden. Sie sind vorher nicht präsent, und nachher auch nicht. Das ist ein großer Schmerz für viele und führt zu großer Ratlosigkeit: „Wir können unseren Glauben nicht weitergeben, jedenfalls nicht so, dass unsere Programme dazu führen, dass Kinder und Jugendliche, und gerade auch Familien, sich auf Dauer in der Gemeinde beheimaten“ – so der Tenor, den wir überall gehört haben.

Es ist dabei spürbar, dass die Weitergabe des Glaubens ein großes Anliegen ist; dass es in unseren Gemeinden sehr viel Energie und Leidenschaft für dieses Thema gibt. Deswegen liegt hier auch eine große Chance. Es braucht die Einsicht, dass in der heutigen gesellschaftlichen Wirklichkeit Glaube an Christus längere Wege braucht, die oft bis ins Erwachsenenalter dauern. Glaube ist nicht selbstverständlich – sondern ein Geschenk. Wo glaubwürdige Zeugen ihre Geschichten des Glaubens und des Evangeliums erzählen; wo etwas erfahrbar wird von der Kraft des Glaubens im Tun und Handeln – etwa in der Diakonie, in Obdachlosentreffs oder Sprachkursen; oder wo Liturgie so gefeiert wird, dass junge Menschen – Kinder, Jugendliche und Eltern – sich angesprochen fühlen; überall

dort sind Menschen neugierig, fragen nach, werden berührt. Es gibt gute Erfahrungen der Glaubensweitergabe, die viel zu wenig bekannt sind. – Und es braucht den Austausch über diese Erfahrungen, damit die große Aufgabe der Glaubensverkündigung mit neuem Mut angegangen wird.

9. Selbsterhalt als Grundorientierung

Eine entscheidende Grenze wurde bei vielen Pfarreibesuchen deutlich: Ratlosigkeit, Frustration und Aggressivität, Sorge um die Zukunft und depressive Abbruchsängste brechen deswegen auf, weil ein ganz bestimmtes, emotional besetztes Kirchenbild der Vergangenheit zum „Lesemuster“ wird: von einer prallen und vollen Volkskirche aus gesehen, wirkt alles wie ein Abbruch. Aber sobald andere Bilder vorhanden sind, der liebevolle Blick für das Schwache und die zarten Triebe des Neubeginns, entwickeln sich Gelassenheit und Vertrauen auf die gottgeschenkte Zukunft, wird die Gegenwart nicht mehr unter dem Stichwort des Defizits gelesen, sondern gestaltet, was möglich ist. In der Tat ist ja die Kirche, und auch die Gemeinde, nicht an eine bestimmte Form gebunden.

Zu dieser Perspektive sind nur sehr wenige Menschen in den vergangenen Jahren ermutigt worden. Und deshalb gibt es einen intensiven Kampf um den Erhalt des Bisherigen – nur an wenigen Stellen einen gelassenen Aufbruch ins Neuland. Oft denken Christ(inn)en in den Gemeinden dabei, dass „Hildesheim“ einen solchen Selbsterhalt erwartet und damit fühlen sich viele überfordert. Es war für viele eine Überraschung, dass gerade wir „Hildesheimer“ ermutigten, neue Wege zu gehen. Vielleicht ist dies die wichtigste Herausforderung: Wie können wir mit Leidenschaft Kirche gestalten, mit dem, was vor Ort lebendig und kraftvoll ist – und nicht nach hinten schauen und klage?. Wie kann eine solche Perspektive gefördert werden?

10. Chancenreiche Ökumene – chancenreiche Vielfalt

In vielen Gemeinden findet diese Weitung des Blickes schon statt: eine selbstverständliche ökumenische Zusammenarbeit macht deutlich, dass hier noch weitere Potentiale liegen. In den Städten, aber gerade auch auf dem Land könnte noch intensiver ökumenische Zusammenarbeit gewagt werden. Die Möglichkeiten dazu sind da, und werden auch schon gepflegt. Und wie könnte – in einer Erfahrung der Diaspora – die Bildung ökumenischer Gemeinden vor allem auf dem Land ermutigt werden?

Eine wichtige und zentrale Herausforderung ist das Ineinanderspiel von Einheit und Vielfalt. In der Tat hat es hier eine tiefgreifende Störung gegeben: Die Zusammenführung der Pfarreien führte zur Idee, dass Vieles vereinheitlicht werden müsse; dass man nur noch von einer Gemeinde sprechen könne. Das ist – bis heute – nur sehr begrenzt gelungen, und es ist in der Tat auch nicht das Ziel der Kirchenentwicklung: Es geht vielmehr darum, im Rahmen einer Pfarrei viele verschiedene und lokale Gemeinde- und Kirchenwirklichkeiten zu ermöglichen. Im Hintergrund steckt hier eine echte Herausforderung an die eigenen inneren Bilder: Wieviel Vielfalt ist möglich – und was bedeutet im Kontext christlicher Gemeinde „Einheit“? Dies ist in den meisten Gemeinden nicht wirklich geklärt, und wird widersprüchlich beantwortet. Diese Frage wird noch drängender, schaut man auf die Vielfalt der Kulturen und kirchlichen Traditionen, die in unserem Bistum zusammenkommen – und auf die Vielfalt kirchlicher Orte, kirchlicher Milieus.

11. Die Feier der Eucharistie und neue Formen der Liturgie

Es kann kein Zweifel daran bestehen, dass für die Christ*innen in unseren Gemeinden, die wir getroffen haben, die Feier der Eucharistie ein wesentlicher Mittelpunkt

des christlichen Lebens ist. Die Frage der Messe ist das nervöse Zentrum der Gemeinden, die wir besucht haben. Das gilt in jeglicher Richtung: denn einerseits leben die Christ(inn)en aus der Eucharistie, andererseits leiden sie auch, wenn diese Feiern nicht spirituell nährend sind. Aber in allen Pfarreien ist die Feier der Messe am Sonntag das wesentliche Merkmal ihrer Identität. Sehr viel Energie und Kraft wird in ihre Gestaltung investiert.

Zugleich aber wachsen neue Formen der Liturgie. In den letzten Jahren sind viele neue Formen von Liturgien entstanden: Segensfeiern bei der Einschulung, Abendgebete, Feiern zu unterschiedlichsten Anlässen an den unterschiedlichsten kirchlichen Orten. Es gibt keinen Mangel, sondern eine hohe Kreativität, die allerdings kaum sichtbar geworden ist: Wir haben eine reiche liturgische Kultur, die gefördert werden muss. Zugleich wächst auch die Erkenntnis, dass an vielen Orten die Eucharistie am Sonntag nicht mehr oder nicht mehr so oft gefeiert werden kann. Die offene Frage ist, wie dann Wortgottesfeiern angemessen gefeiert werden können – und wie und ob es hier Kommunionfeiern geben kann.

12. Neue Formen von Kirche und die eine Gemeinde

In vielen Pfarreien unseres Bistums ist weiterhin eine gewachsene Gemeindeform prägend, in die möglichst alle integriert werden sollen. Es zeigt sich aber, dass viele Katholik(inn)en sich nicht oder nur teilweise in diese recht intensive Gemeinschaftsform einbinden lassen. Es wird deutlich, dass es einer neuen Sichtweise bedarf. Wie können sich – im Kontext einer Pfarrei – unterschiedliche Ausdrucksformen von Gemeinde und Gemeinschaft zusammenfinden? Schon jetzt gibt es viele solche Zugehörigkeitsweisen: Verbände und geistliche Gemeinschaften, muttersprachliche Gemeindebildungen, Initiativen und Projekte, Gemeinschaft im Kontext von Schulen, Kindertagesstätten, Einrichtungen der

Caritas und der Krankenhauseelsorge. Und neue Generationen wären zu ermutigen, eigene Gemeinschaftsformen zu bilden, die spontan und befristet sein dürfen und für die jeweilige Gruppe bessere Voraussetzungen für ein gemeinsames Leben aus dem Glauben schaffen.

Das wird in vielen Pfarreien kritisch gesehen. Führt dies nicht zu einer Zersplitterung? Wie kann hier Einheit gelingen? Was heißt es, eine Kirche zu sein, eine Gemeinde? Auf dem Hintergrund dieser Herausforderungen wird es wichtig, zum einen die heutige Vielfalt wahrzunehmen und Menschen zu ermutigen, sich auf neue Wege einzulassen. Auf der anderen Seite ist tiefer zu fragen, worin die tiefe Einheit im Glauben besteht, wie sie sichtbar werden kann, wie sie gelebt werden kann. Denn das ist überall deutlich: Die Christ(inn)en in unseren Gemeinden wollen sich erfahren als eine Glaubensgemeinschaft, die Platz für viele Unterschiede hat.

13. Ehrenamtliche als Ersatzspieler? Von der notwendigen Begleitung der Engagierten

Angesichts der neuen Perspektive des überpfarrlichen Personaleinsatzes wird eine große Sorge sehr deutlich, die die Christ(inn)en vor Ort haben. Werden sie nun alleine gelassen, wenn noch größere Räume zu gestalten sind? Mit viel Selbstbewusstsein und auch viel Kompetenz setzen sich Engagierte an allen Orten ein. „Aber wir brauchen einen verlässlichen Ansprechpartner“, sagen alle. Und das scheint oft nicht so zu sein. Engagierte Ehrenamtliche spüren oft, dass ihnen Aufgaben zugemutet werden, die sie als Ersatz für Hauptamtliche erscheinen lassen. Da sie keine hinreichende und angemessene Unterstützung bekommen, fühlen sie sich als überforderte Ersatzspieler. Und dann wirkt die Rede davon, dass wir das gemeinsame Priestertum der Getauften stärken wollen, wie eine ideologische Rede, die nur den Mangel überdecken soll. Wo andererseits

diese Begleitung vorhanden ist, wo Hauptberufliche einen zugewandten, ermöglichenden Führungsstil pflegen, ein offenes Ohr für Probleme und Sorgen haben, nachfragen, steigen die Freude und die Motivation. Es ist erfrischend und anziehend, wenn jemand sagt: Meine Aufgabe hier macht mir Spaß, ich bekomme so viel zurück und werde gut unterstützt.“

14. Teams gemeinsamer Verantwortung

An vielen Orten haben sich in unserem Bistum spätestens seit dem Herbst 2014 lokale Teams in den örtlichen Gemeinden gebildet. Sie sind sehr verschieden, haben ein sehr unterschiedliches Selbstverständnis, das zwischen Organisationsteam und Gemeindeleitung changiert. Der Orientierungsrahmen des Bistums¹ ist vielen noch nicht so bekannt, vor allem aber verbinden sich viele Fragen damit. Bei den Besuchen wurde das deutlich. Auch hier stellt sich die Frage, wie sie gut durch die Hauptberuflichen begleitet werden können, welche Perspektive für die Verantwortung vor Ort entwickelt werden kann und wie eine entsprechende Begleitung aussieht. An vielen Orten werden die Teams sich selbst überlassen, sorgen für das Weiterfunktionieren der Gemeinde vor Ort. Das tun sie mit Bravour, Engagement und Geschick. Aber es besteht die Gefahr, dass sie ausbrennen, wenn keine gute Begleitung ermöglicht wird. Sie brauchen feste Ansprechpartner und gute Unterstützung.

15. Und die Priester und Hauptberuflichen?

Die Veränderungen und die Verwandlung der Kirche von Hildesheim stellt die Priester, Diakone, Pastoralreferent(inn)en und Gemeindeferent(inn)en vor große Herausforderungen. Ihre klassischen Rollen verändern sich. Deutlich ist aber, dass sie gebraucht werden wie nie. Der Dienst

der Priester in Leitung, Verkündigung und Feier der Sakramente ist den besuchten Gemeinden sehr wichtig – das wurde immer wieder deutlich. Die Begleitung durch die pastoralen Dienste ist wesentlich. Und dennoch ist die Verunsicherung sehr groß, weil sich unterschiedlichste Erwartungen mit pastoralem Personal verknüpfen: Auf der einen Seite soll es so sein wie früher – auf der anderen Seite haben pastorale Mitarbeiter(innen) heute vor allem begleitende Aufgaben. Priester und Diakone sind nicht zuerst Macher der Pastoral, sondern von Ihnen wird Führung und Inspiration, sakramentale Stärkung erwartet. In diesen Umbrüchen stehen alle Beteiligten vor großen Herausforderungen – die Gemeinden, die Priester, die Diakone, die Hauptberuflichen.

119 – ein ungewöhnliches Resümee

Wenn wir gefragt werden, wie wir die Situation der Pfarrgemeinden unseres Bistums sehen, dann wurde vielfach Überraschung spürbar. Denn wir sehen nicht, dass unsere Pfarrgemeinden sterben. Wir müssen das nicht sagen, um Optimismus zu erzeugen. Wir sind wirklich dieser Überzeugung. So viel Engagement, so viele starke und reife Persönlichkeiten sind uns begegnet, so viel Kreativität und Initiative. Das hat uns keine Sorgen gemacht.

Die Sorge ist eine andere: Oft sehen die Pfarrgemeinden selbst nicht, dass sie solche Stärken haben. Es gibt einen resignierten und verletzten Grundton, der dazu führt, dass manche einen langsamen, aber unaufhaltsamen Niedergang spüren. Sie suchen die Schuldigen dafür und vermuten sie in Hildesheim oder Rom.

Richtig daran ist bestimmt, dass in den vergangenen Jahrzehnten vor allem darauf gesetzt wurde, ein bestimmtes kirchliches Gefüge und System zu erhalten – und es zeigt sich, dass das nicht gelingen kann. Der Schmerz darüber ist allgegenwärtig.

Wir befinden uns in einem tiefen Wandel – und da wird auch Vieles sterben, was uns lieb und teuer ist. Trauer darf sein, muss sein und will getragen werden.

Aber gleichzeitig gilt: in den meisten Pfarreien findet man Initiativen, kleine Aufbrüche, schüchternes Blühen von Initiativen, die schon das Neue bezeugen, das hervorkommt. Das ist zu entdecken in der spirituellen Sehnsucht vieler, in den vielfältigen diakonischen Initiativen, in einer selbstverständlichen ökumenischen Leidenschaft. Es braucht allerdings einen Wandel des Blicks, eine neue Orientierung, einen vertieften Glauben in Gottes Führung. Wie sind wir Kirche in der Diaspora, in unserem Missionsland, wenn wir die gedachte Selbstverständlichkeit der Volkskirchlichkeit verlassen haben?

Unser Eindruck ist also überhaupt nicht negativ, sondern hoffnungsvoll. Natürlich braucht es Signale des Aufbruchs, natürlich einen besseren Austausch über die Glaubenserfahrungen und die Bilder des Neuen. Aber deutlich wurde uns auch: Das Neue ist schon da – oft fehlt uns noch die Brille, es gut zu sehen.

Anmerkung:

- 1 https://www.lokale-kirchenentwicklung.de/fileadmin/etagen_subsite/manager/_Lokale_Kirchenentwicklung/texte/Orientierungsrahmen_TGV_-_neu.pdf

„Ein aufmerksames Ohr ist die Seh- sucht des Weisen“ (Sir 3,29)

Geistlicher Kulturwandel – oder wie könnte
neues Vertrauen in Kirche gehen? – Einige
Bemerkungen

Ein gewünschter Weg in neues Vertrauen, in mich selbst, in die anderen, in Gott braucht unbedingte Freiwilligkeit zum Mitgehen.

So, wie Gott niemanden zwingt, sollte es auch hier sein.

Dazu gehört auch die schmerzliche Bejahung, dass manche nicht mitgehen wollen.

Wie in Num 13 gibt es solche, die den Weg mitgehen, es gibt Unentschiedene, Zögernde, ängstlich Wartende, solche, die sich nach den „Fleischtöpfen Ägyptens“ zurücksehnen. Und es sollte Kundschafter/innen geben, die mit voller Bejahung ins Neuland, ins Unbekannte gehen.

Ihr Bericht wird ggf. unerfreulich und angstvoll sein.

Vielleicht kommen aber auch solche aus den Unbekanntorten gegenwärtiger kirchlicher Räume zurück und bringen eine Traube.

Die Autorität der Leitung braucht hierzu ein Selbstverständnis, das dem Wortstamm von „Autorität“ - von lat. „*Augere*“ - entlehnt ist: „*Den Anderen wachsen lassen*“, den Anderen, die Andere, die Anderen größer werden lassen.

Wenn dieses Vertrauen nicht da ist, dass die Leitung sich (auf allen Ebenen), im Mitgehen, los lässt ins JA zum Experiment, zum Neuland (Jer 4,3) unter dem Pflug, dann stirbt der Weg von oben her.

Jesu Wort: „Ich bin der Weg (die Straße), die Wahrheit und das Leben“ (Joh 14, 6) zeigt doch auf, dass die Wahrheit gefunden wird zwischen Weg/Straße und Leben.

Dieses WIE ist immer wieder einzuüben in allen Prozessen des Beratens und Planens durch Unterbrechungen in Stille, gefülltem Schweigen, betendem Hören.

„Kürzeste Definition von Religion: Unterbrechung!“ (Johann Baptist Metz)

Dieses Hörende ist kein Luxus, vielmehr zeigt sich darin das Spirituelle, dass nicht die eigene Idee den Vorrang hat, vielmehr das Hören des Wortes, das Hören auf Gottes unverfügbare Gegenwart, die wir nicht besitzen, niemand!

Das Beten Israels vergegenwärtigt sich das täglich. Es beginnt mit dem „*Höre!*“.

„Und in dem ‚Wie‘, da liegt der ganze Unterschied!“ (Hugo v. Hofmannsthal, Der Rosenkavalier, 1. Akt)

Die, die den Weg mitgehen, vor Ort, in den Gemeinschaften, Einrichtungen, Gruppen und Verbänden, sind die primären Autorinnen und Autoren. Sie werden eingeladen, den Ort ihres Lebens wieder und wieder neu verstehen zu lernen, von da her, was die Menschen und sie selbst zutiefst ersehnen und brauchen - „Gott suchen in allen Dingen und Gott finden mit allen Sinnen“ (Ignatius von Loyola).

Jesus fragt: „Was willst Du, dass ich Dir tun soll?“ (Mk 10, 51)

Daraus das je Mehr (*Magis*) finden, getreu dem Wort Jesu Mk 1, 15 (Meta - Noiete) „*Denkt größer und vertraut der frohmachenden Kunde!*“

Die Ebene der Bistumsleitung mit allen Kompetenzen bietet sich an, diese Wege zu begleiten, zu unterstützen, zu fördern.

Dies zutiefst aus der Haltung, dass Gott immer *vor uns* da ist und wirkt; dass Gottes Geist wirklich ist und sich in allem inkarniert.

So sind alle Menschen guten Willens eingeladen, mitzugehen, vor ihrer Leistung und trotz aller inneren und äußeren Hin-

dernisse. Der Weg ist auch zu gehen als ein *Leben am Nicht* - also wirklich fehlerfreundlich, bejahend, annehmend darin.

Es gibt in vielen Prozessen gegenwärtig zumindest einen *Semipelagianismus*!

Der ist unbedingt zu vermeiden!

Wie oft wird das in der Offenbarung des Johannes gesagt: „Wer Ohren hat, der höre, was der Geist den Gemeinden sagt.“ (Offb 2, 29 u.a.)!

Dieses Hören immer wieder in Selbstunterbrechung einzuüben, daraus Einsichten gewinnen und, mitunter auch in kleinen Zeichen, daraus ganz konkret zu werden in der Umsetzung, scheint mir möglich zu sein.

Dabei ist es kostbar - und keine Niedlichkeit - immer wieder Mt 18, 20 zu erinnern, dass Kirche sich voll und ganz realisiert, wo zwei oder drei sich im Namen Jesu versammeln, also im Namen, der Heilendes und Rettendes, Aufrichtendes, Bejahendes sagt und wirkt.

Es ist bedenkenswert, dass dieser uns so geläufige Satz vor dem II. Vatikanischen Konzil viele Jahrhunderte in keinem kirchenamtlichen Dokument zitiert wurde.

Es wäre auch ein Förderliches, wenn der Weg mit herzhaftem und herzgebildetem Lachen verbunden wäre, nicht mit der Anstrengung des zusammengekniffenen Mundes; also etwas Schabbatartiges in sich eröffnete.

Reiner Nieswandt

Entklerikalisierung

Ein Überlebensprogramm für die *Ecclesia Sancta*

Zwei Fallbeispiele

Ein Priester wird versetzt, ohne dass für ihn ein Nachfolger in Aussicht steht. Dies führt zu Protesten von Gläubigen, die wünschen, dass ihnen der beliebte Priester erhalten bleibe.

Diese bewusst grob skizzierte Situation zeigt einen Aspekt auf, worin Klerikalismus von Priestern wie Gläubigen bestehen kann: Das Aufs-Podest-Heben eines „Heiligen Mannes“, von dessen Dienst alle für die Gläubigen segensreichen Handlungen erwartet werden; umgekehrt das Sich-Hinauf-Heben-Lassen des Betreffenden, um sich im Glanz einer besonderen sozialen Stellung und der vermeintlich gegebenen Machtfülle über die Herzen der Gläubigen sonnen zu können, verbunden mit dem Gefühl, „gebraucht“ zu werden. Dass dies mit einer (vielleicht sogar vorsätzlichen) Selbst-Entmündigung der Getauften und Gefirmten einher geht, liegt auf der Hand, wird aber von den Beteiligten übersehen oder ignoriert bzw. in Kauf genommen, da man auf diese Weise über den Mann auf dem Podest umgekehrt ebenfalls eine Form von Kontrolle und ggf. Zwang auszuüben vermag.

Eine andere Episode: Bei der Einweihungsfeier eines kirchlichen Gebäudes sprach mich ein mir unbekannt gebliebener mittelalter Mann mit „Hochwürden“ an. Ich konnte es mir nicht verkneifen, ihm zu antworten, wenn er eine ernsthafte Antwort von mir wolle, möge er diese Anrede fortan unterlassen.

Die Diagnose von Papst Franziskus

„Corruptio optimi, quae est pessima“ - „Die Verderbnis des Besten ist das Schlimmste!“ (Papst Gregor dem Großen zugeschrieben).

Seit Beginn seines Pontifikats hat sich Papst Franziskus mit ebensolcher Vehemenz wie Klarheit immer wieder gegen den verbreiteten Klerikalismus in der Katholischen Kirche gewandt. Auch für die zahlreichen Missbrauchsfälle in der Katholischen Kirche nimmt er diesen in Mitverantwortung, etwa in seinem Schreiben an das Volk Gottes vom 20. August 2018:

„Der Klerikalismus, sei er nun von den Priestern selbst oder von den Laien gefördert, erzeugt eine Spaltung im Leib der Kirche, die dazu anstiftet und beiträgt, viele der Übel, die wir heute beklagen, weiterlaufen zu lassen. Zum Missbrauch Nein zu sagen, heißt zu jeder Form von Klerikalismus mit Nachdruck Nein zu sagen.“

Mit dieser Sichtweise unterscheidet sich der individualisierte „pastorale“ Klerikalismus der Gegenwart vom „klassischen“ Klerikalismusbegriff seit dem Mittelalter bis in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts, dem es vor allem darum ging, auf ganze Staaten und Gesellschaften Einfluss zu nehmen.¹

Klerikalismus überall

Klerikalismus ist zum einen ein *individuelles* Phänomen bei einzelnen Priestern und den sie verehrenden Gläubigen, verbunden mit der (gegenseitig gepflegten) Illusion, diese bräuchten einen (persönlich, nicht seinen Dienst!), um selig werden zu können. Dabei ist es vielleicht doch eher umgekehrt so, dass man den/die anderen (miss-) braucht, um hier auf Erden selig leben zu können. An dieser Stelle möchte ich klarstellen, dass *auch ich persönlich nicht frei von dieser Art Klerikalismus* bin, denn es schmeichelt durchaus, mit dem Gefühl zu leben, einen heiligen Dienst zu verrichten, von anderen gebraucht zu werden und Einfluss zu haben!

Klerikalismus ist – so betrachtet – *nicht nur ein Phänomen einer Spaltung* des Gottesvolkes in Kleriker und Laien, wie von Papst Franziskus analysiert, *sondern ebenso auch einer symbiotischen Verschränkung* in- und miteinander, die ein „sauberes“ Zusammenleben und -arbeiten einschränkt oder gar gefährdet („Klüngelgefahr“, Wissen um die „Leichen im Keller“ des/der anderen, Aufopferung der individuellen Meinungsvielfalt zugunsten einer „Geschlossenheit“ nach außen, Vermischung von Privatem/Persönlichem und Beruflichem).

Klerikalismus ist somit auch ein *Gruppenphänomen* innerhalb einer Priesterschaft, die davon überzeugt ist, aufgrund ihrer Weihe etwas Besonderes zu sein („ontologische Differenz“ zu den Getauften und Gefirmten), nicht selten gefördert im Rahmen der Ausbildung, und (als Presbyterium um den Bischof vereint) eine „Ersatzfamilie“ mit eigener Kleiderordnung darzustellen. In diesem sich selbst schützenden Geflecht liegt es auf der Hand, dass „nicht sein kann, was nicht sein darf“. Damit darf es aber auch keine Fehlertoleranz selbst im Kleinen geben und wird fast zwangsläufig ein Unschuldswahn gepflegt, der dann nur noch ggf. unter dem Beichtgeheimnis (innerhalb der Priestergruppe!) durchbrochen wird.

Es gibt nach meiner Beobachtung mindestens noch drei weitere „Zwischenebenen“ im kirchlichen Leben, die die bekannte Spaltung des Kirchenvolkes in „Kleriker und Laien“ für den deutschsprachigen Raum zwar ein wenig „aufweicht“, aber die Problemlage als „erweiterter Klerikalismus“ nicht eben mindert:

- Klerikalismus von pastoralen Diensten, die gerne mehr Anteil am kirchlichen Machtgefüge hätten und sich ebenfalls für unersetzbar halten. Insofern Seelsorger/innen in einer Gruppe („Team“) zusammenarbeiten (müssen), kommt es zu ähnlichen Verhaltensweisen von symbiotischer Verschränkung und Außenabwehr wie im Presbyterium und in kirchlichen Verwaltungen.

- Klerikalismus in kirchlichen Verwaltungen, die viel Energie für Selbsterhalt und Selbstschutz aufbringen und sich dabei kaum von anderen gesellschaftlich relativ geschlossenen Systemen wie Polizei, Militär oder weltlichen Behörden unterscheiden.
- Klerikalismus bei angestellten Mitarbeitern und engagierten Laien, die sich insbesondere im liturgischen Bereich daran erfreuen, eine wichtige „Rolle“ etwa als Lektor(inn)en oder Kommunionhelfer(innen) übernehmen zu dürfen. Auch in gewählten Gremien lässt sich dieser bei engagierten Getauften und Gefirmten finden, wenn das Bedürfnis nach persönlicher Einflussnahme auf die Amtsträger, der ebenfalls zu findende Wunsch nach symbiotischer Verschränkung mit diesen und umgekehrt daraus resultierender „Anerkennung“, vorrangiger ist als die Orientierung an den Sachthemen und dem Dienst an der/für die Gemeinde/die Menschen.

Zusammenfassend möchte ich Klerikalismus definieren als „Selbstermächtigung“ und damit praktischen Atheismus oder besser: *Götzendienst im Kirchendienst*².

Kommunikation

Mit dem Aufkommen des Internets und der sozialen Medien war einst die Hoffnung verbunden, die Welt könnte sich demokratischer und sozialer entwickeln. Zwar ist die Menge an für viele verfügbaren Informationen inschier Unermessliche gewachsen, damit aber auch deren Unübersichtlichkeit und die Unmöglichkeit, diese alle nach Gewicht und Wahrheitsgehalt zu sortieren. Daraus folgt, dass der *Kampf um die Meinungshoheit unabhängig von der Wahrheitsfrage im Internet* ausgefochten wird.

Der katholischen Kirche ebenso wie anderen eher „trägen“ Institutionen bis hin zu Regierungen ist vorgeworfen worden, die Tragweite der modernen sozialen Medien bis heute kaum erkannt, geschweige denn

genutzt zu haben. Dem gegenüber ist festzuhalten, dass *bessere technische Kommunikation nicht automatisch zu mehr Wahrheitsgehalt, größerer Authentizität oder einem tatsächlichen Kulturwandel führt, der vom Geist Jesu Christi geprägt ist.*

Was tun?

Es tut ausgesprochen weh anschauen zu müssen, was der Klerikalismus bis in unsere Tage Menschen, dem Leib Christi, der Kirche aus lebendigen Steinen, antut. Dass dieser sogar *eine potenziell tödliche Gefahr für die Ecclesia Sancta* darstellt, wird uns aktuell fast täglich vor Augen geführt. Darum möchte ich hier ein paar Gedanken äußern, die vielleicht als ein Programm zur Entklerikalisierung dazu beitragen können, dieses von Papst Franziskus als ein Grundübel innerhalb der Kirche identifizierte Phänomen, das wohl mit der klassischen Todsünde der „Superbia“ in Relation gesetzt werden kann, zu überwinden oder wenigstens einzudämmen.

1. Evangelisierung der Welt

Einen wirklichen Kulturwandel im Geist Jesu Christi werden wir nur bewirken können, wenn wir entgegen aller Defensive und Resignation, in die wir uns schon seit längerem hinein begeben haben, die Mauern unserer Angst und Abwehr hinter uns lassen und zu den Menschen in den Straßen unserer Städte und Ortschaften hinaus gehen, um dort zu verkündigen (vgl. Werner Kleine: „Raus aus dem Stuhlkreis“).³

Kommunikation im Sinne Jesu Christi wird darauf bedacht sein, alle individuelle wie kollektive Selbstbezüglichkeit fallenzulassen, um Augenhöhe gewinnen zu können mit den Menschen, zu denen wir gesandt sind. Dazu werden wir auf Belehrung und Besserwisseri, Spezialsprache („kirchisch“) und Showelemente verzichten müssen. Dies sollte uns zukünftig von allen anderen christlichen wie nichtchristlichen

Bewegungen und elitären Gruppierungen unterscheiden. Diese Art von Kommunikation wird im Sinne des Philosophen Jürgen Habermas ein „herrschaftsfreier Diskurs“ sein müssen, an einer christlich geprägten Vernunft orientiert, wie sie immer wieder in den Schriften von Papst Benedikt XVI./ Joseph Ratzinger aufleuchtet, dabei gerade nicht um sich selbst kreisend, sondern offen für das Wehen des Heiligen Geistes - besonders auch bei denen, die uns zunächst fremd sind.

2. Sprachgewinnung

Der Kampf um die Meinungshoheit wird heute vor allem in den sozialen Medien ausgefochten. Hier muss die Katholische Kirche zu einem Hort der Wahrheit und der Wahrhaftigkeit werden, jenseits der Verbreitung von „fake news“ und beliebiger, emotionalisierter Stimmungsmache, die das Denken der Menschen zerrüttet. Daher ist es um der Wahrheit willen so unverzichtbar, auch auf alle Fakten hinsichtlich des innerkirchlichen Missbrauchs zu schauen und diese offenzulegen (Joh 8,32: „Die Wahrheit wird euch frei machen“, auch vom Klerikalismus!)

Wenn wir von der Mehrheit unserer Zeitgenossen wieder ernst genommen werden wollen, müssen wir uns darum bemühen, die Gute Nachricht in einer Sprache zu vermitteln, die dem Niveau von Kinderkatechesen entwachsen ist. Auch dies ist m.E. eine Form von Missbrauch, da sie zum einen ignoriert, dass Jesus den Erwachsenen gepredigt und die Kinder gesegnet hat (und nicht umgekehrt!), und zum anderen bei entsprechender Fokussierung verhindert, dass erwachsene Fragen an den Glauben gestellt werden (können).

Aufrichtige Glaubenskommunikation lädt die Menschen zum religiösen wie theologischen Nachdenken ein und ist damit in der Lage, die weit verbreitete auch religiöse Konsumorientierung wie den religiösen Analphabetismus unserer Zeit und Gesellschaft wenigstens ein bisschen in Richtung Denken zu korrigieren (Mut zum Denken!).

3. Echtheit und Gastfreundschaft

Wir sind keine Werbeträger, auch wenn wir aus tiefer Überzeugung für unseren Glauben werben wollen (und sollen!). In einer Zeit, in der hochfahrende Populisten, die sich gelegentlich auf ihre christliche Prägung berufen und verängstigte Menschen wie „besorgte Bürger“ für sich einfangen, in immer mehr Ländern an Einfluss gewinnen, können wir als Christen nur ein Gegenprogramm aufsetzen, das aus dem *Bewusstsein unserer eigenen Arm-Seligkeit* im Sinne der Seligpreisungen (Mt 5,3) gespeist ist. Allein schon mit solch einer Haltung kann jeglicher persönliche Klerikalismus überwunden werden.

Zur Überwindung des *strukturellen Klerikalismus* wird die aktive Praxis einer Fehlerkultur, bei der im gut christlichen Sinn Bekenntnis und Verzeihung bzw. Barmherzigkeit sowie die Bereitschaft zur aktiven Verhaltensänderung auch außerhalb der Beichte praktiziert werden, auf allen Ebenen beitragen können (vgl. Jak 5,16). Allerdings sei hinzugefügt, dass es mit dem „Wollen“ allein nicht getan ist, es kommt auch auf das „Können“ und eine Atmosphäre des „Dürfens“ an. Wir wissen alle darum, wie schwer uns das Zusammenleben und -arbeiten mit egal wem wird, wenn von keiner Seite Fehler und Schwächen zugegeben werden und die Bereitschaft zur Selbstkorrektur und veränderter Praxis nicht erkennbar ist (Auch hier ist uns Papst Franziskus mit seinem Eingeständnis persönlicher Fehleinschätzungen ein Vorbild!). Ich bin der Überzeugung, dass der mit einer bislang mangelhaften Fehlerkultur in der katholischen Kirche einhergehende Unschuldswahn mit dazu beigetragen hat, wirklich strafwürdige Vergehen zu verbergen bzw. zu ignorieren.

Das aktive Einüben des zwischenmenschlichen „Kontakts an der Grenze“ anstelle von symbiotischer Verschränkung bei allen kirchlichen Diensten/Ämtern wird die Achtsamkeit vor dem „Heiligen Boden des Anderen“ (vgl. Ex 3,5) stärken und das dienstliche Miteinander verbessern, weil

grenzverletzendes Verhalten auch scheinbar harmloser Art weniger wird bzw. früher erkannt wird.

Die *Gastfreundschaft* in unseren Gemeinden und Gemeinschaften – m. E. ein besserer Begriff als „Willkommenskultur“ –, aus der heraus schon Engel bewirtet wurden (vgl. Hebr 13,2), wird, in Verbindung mit einer wirksamen *Achtsamkeit für alle Schutzbedürftigen* (Kinder und Jugendliche, Kranke und Behinderte, Traumatisierte und Flüchtlinge, Arbeitsmigranten und gesundheitlich eingeschränkte Senior/innen) einen weiteren sichtbaren Kontrast darstellen in einer Zeit, in der nach dem Fall des Eisernen Vorhangs mitten durch Europa erneut Mauern hochgezogen und Todeszonen definiert werden.

4. Hierarchie anstelle von Klerikalismus

Der gelegentlich in die Überlegungen zum Pastoralen Zukunftsweg der Diözesen eingeführte Partizipationsbegriff, der die Teilhabe von Nicht-Klerikern an kirchlichen Aufgaben beschreibt, besitzt nach meiner vorläufigen Wahrnehmung ebenfalls die Versuchung zum oben beschriebenen Klerikalismus, immer dann, wenn man anfängt, über Machtfragen in der Kirche zu diskutieren und Teilhabe an dieser vermuteten „Macht“ einzufordern. Hier lädt der stets notwendige Verweis auf Mt 20,20-28 par. (die Söhne des Zebedäus wollen die besten Plätze im Reich Jesu) zur innerkirchlichen Umkehr und wirksamen Buße ein. Jesus Christus lädt uns nicht dazu ein, an seiner „Machtfülle“ Anteil zu erhalten, sondern ausschließlich in seine Kreuzesnachfolge!

Ein vertieftes Bewusstsein dafür, dass alle kirchlichen Ämter und Beauftragungen allein von Gott selber kommen und allein dem Wohl des Volkes Gottes dienen sollen/dürfen, kann ebenfalls dazu beitragen, den Klerikalismus als „Selbstermächtigung“, wie oben beschrieben, zu überwinden.

Zuletzt möchte ich darauf hinweisen, was „Hierarchie“ eigentlich bedeutet, nämlich „heilige Herrschaft“ im Bewusstsein der

Rückbindung (lateinisch „religio“) an das Schöpferwort Gottes, von dem alles seinen Anfang nahm (Gen 1,1; Joh 1,1; griechisch ἐν ἀρχῇ). Klerikalismus von Klerikern wie Nicht-Klerikern verhindert diese stets notwendige Rückbesinnung auf den Ursprung jeglichen Amtes und Auftrags in der Kirche.

Möge Gott uns beistehen, die Aufgabe der Entklerikalisierung der Ecclesia Sancta zu bewältigen!

Anmerkungen:

- 1 Vgl. Rainer Bucher: „Klerikalismus als pastorale Handlungsform“ in: M. Sohn-Kronthaler/R. Höfer (Hrsg.), Laien gestalten Kirche. (FS Liebmann zum 75. Geburtstag). Innsbruck 2009, 155-175, hier: 155-156; 158.
- 2 Oder wie der Grazer Pastoraltheologe Rainer Bucher Klerikalismus definiert: „Eine religiös begründete Herrschaft, der es in allem um die eigene Person, letztlich um die eigene Erlösung im Hier und Heute geht“ ... „Es sind offenkundig drei Elemente, die den Klerikalismus als pastorale Handlungsform charakterisieren: die extreme Selbstbezüglichkeit des Klerikers, die Verfügung über das Archiv religiöser Begriffe und Praktiken als Mittel der eigenen Selbstbezüglichkeit und das alles und alle anderen unterordnende und degradierende Ziel der eigenen Erlösung hier und in transzendenter Perspektive.“ Rainer Bucher: <https://www.feinschwarz.net/das-uebel-des-klerikalismus-ist-etwas-sehr-haessliches/>
- 3 Werner Kleine: <https://www.dei-verbum.de/der-ewige-stuhlkreis/>

Bruno Schrage

Christliche Professionalität

Was der Europäische Gerichtshof anmahnt!

Wir realisieren: Teams, Abteilungen, ganze Dienste und Einrichtungen in Diakonie und Caritas werden künftig interkonfessionell und interreligiös aufgestellt sein und gerade so ihre christliche Identität leben. Zum einen sind 30 Prozent der heutigen Bürgerinnen und Bürger Deutschlands konfessionslos, 28 Prozent katholisch und 26 Prozent evangelisch. Zum anderen hat sich das Bindungsverhalten zu den großen Konfessionen verändert. Und besorgt wird gefragt, wie kann das gehen, mit Nichtchristen einen kirchlichen Auftrag zu gestalten und die christliche Identität der Einrichtung oder des Dienstes fortzuentwickeln?

Die aktuelle Rechtsprechung

Lange Zeit glaubte man in der Personalauswahl über das Konfessionsprinzip ein ausreichendes Merkmal zu haben, um die christliche Identität des jeweiligen kirchlichen Trägers zu gewährleisten. Hinzu kamen Loyalitätsanforderungen der „Richtlinie des Rates über kirchliche Anforderungen der beruflichen Mitarbeit in der Evangelischen Kirche in Deutschland und ihrer Diakonie“ bzw. die „Grundordnung des kirchlichen Dienstes im Rahmen kirchlicher Arbeitsverhältnisse der Katholischen Kirche“. Was der explizite kirchliche bzw. christliche Auftrag und die explizite christliche Fachlichkeit ausmachen, wurde durch die kirchlichen Organisationen nicht thematisiert. Dies galt in volkskirchlichen Zeiten geradezu als Gott gegeben und wurde vorausgesetzt. In der Folge musste der Ar-

beitsplatz als Ort der Berufung durch den jeweiligen Arbeitnehmer in seiner Christlichkeit gestaltet werden.

Geschützt durch das verfassungsrechtlich verbriefte Selbstbestimmungsrecht der Kirchen haben diese als Arbeitgeber einen enormen Spielraum in der Gestaltung des kirchlichen Anforderungsprofils gegenüber möglichen Bewerberinnen und Bewerbern.¹ Unabhängig von der Art der beruflichen Tätigkeit reichen diese Anforderungen oft bis weit in die persönliche Lebensführung.

Die jüngsten Urteilen des Europäischen Gerichtshofs (EuGH) im Falle Egenberg vom 17.4.2018 (diskriminierende Einstellungspolitik der Diakonie - Rechtssache C-414/16) und dem Chefarzturteil vom 11.09.2018 (Kündigung eines katholischen Chefarztes wegen seiner Wiederheirat - Rechtssache C-68/17) haben daher weitreichende Auswirkungen. Die bisherige Einstellungspraxis wird sich ebenso ändern müssen, wie die aus dem diakonischen Kontext wenig barmherzig wirkende Kündigungspraxis auf Grund von Verletzungen der Loyalitätsobliegenheiten bei Trennung und Wiederverheiratung bzw. dem Eingehen gleichgeschlechtlicher Partnerschaften.² Diese stellen in einer pluralen, aufgeklärten und säkularen Gesellschaft eben kein sittliches Ärgernis mehr da.³ Peter Scherle drückt den Wandel am 12.11. 2018 in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung so aus: „Mit den jüngsten Urteilen des EuGH und des Bundesarbeitsgerichts (BAG) wird diese Situation nur ins Bewusstsein gehoben. Die Mitgliedschaftsgrenze hat sich verflüssigt, und die Kirchen müssen darauf neue theologische Antworten finden.“⁴

Für angestellte Mitarbeitende bei kirchlichen Trägern wird ein rein privates Fehlverhalten, ganz ohne Zusammenhang mit der persönlichen beruflichen Eignung, als Kündigungs Begründung seitens der kirchlichen Dienstgeber vor deutschen Arbeitsgerichten kaum mehr Bestand haben.⁵ Zugleich dürfen Stellenausschreibungen in Caritas und Diakonie nicht einfach die Konfession als Bedingung benennen, wollen sie sich nicht auf Grund möglicher Diskriminie-

zung von Bewerbern schadensersatzpflichtig machen. Es klingt paradox, aber genau hierin liegt eine enorme Chance!

Identität – eine Frage des Angebots

Es galt viel zu lange die banale Formel: 100% katholische Mitarbeitende garantieren ein 100 % konfessionelles Profil der Institution. Ob diese Formel jemals stimmig war, darf an anderer Stelle diskutiert werden. Nicht nur unter heutigen Gegebenheiten verkennt diese Formel, dass es keine konfessionelle Totalidentifikation für Christen geben kann. Eine Kirchenmitgliedschaft bedeutete selbst in volkskirchlichen Zeiten meist keine bewusste bzw. reflektierte Identifikation mit der Kirche. Identifikation braucht immer die Auseinandersetzung, andernfalls wäre sie bloß eine schlichte folgsame Kirchentreue und das Ende einer lebendigen Kirche. Der christliche Glaube ist immer ein Prozess des individuellen und gemeinschaftlichen Werdens. Gerade so entwickelt sich ein gereifteres Verstehen des Heilsplans Gottes mit dem Einzelnen und der kirchlichen Gemeinschaft. Kirche ist Volk Gottes auf dem Weg – auf dem Weg der immer tieferen Erkenntnis auf Basis biblischer Offenbarung und erkannter Wahrheiten. Der Glaube ist nicht einfach mit einer Konfessionszugehörigkeit zu haben. Er entwickelt sich in einem lebenslangen Prozess, der die Auseinandersetzung mit der Botschaft des Jesus von Nazareth auf der Basis eines konfessionellen Angebots benötigt.

Genau dies stellen uns zzt. die Urteile des Europäischen Gerichtshof sowie des Bundesarbeitsgerichts (Urteil vom 25. Oktober 2018 - 8 AZR 501/14) vor Augen. Die schlichte Bindung von Stellenausschreibungen kirchlicher Träger an die Konfession ist aus Sicht des EuGH mitunter heute diskriminierend. Konfessionelle Anforderungen an die Tätigkeit müssen hinsichtlich des Ethos der Organisation für den jeweiligen Beruf erläutert und künftig für Gerichte inhaltlich überprüfbar sein. Maß-

geblich ist somit das „Ethos“ lt. EuGH, was hier synonym für das „christliche Selbstverständnis“ kirchlicher Träger steht.⁶ So heißt es in Art. 4, Abs.2 der Richtlinie 2000/78/ der Europäischen Gemeinschaft (EG) mit Bezug auf das Selbstbestimmungsrecht der Kirchen je nach Mitgliedsstaat, dass es keine Ungleichbehandlung bzw. Diskriminierung darstellt, wenn „die Religion oder die Weltanschauung einer Person nach der Art dieser Tätigkeiten oder der Umstände ihrer Ausübung eine wesentliche, rechtmäßige und gerechtfertigte berufliche Anforderung angesichts des Ethos einer Organisation darstellt.“ Zu klären ist somit künftig, welche konkret berufliche Anforderung sich aus dem Ethos der Organisation ergibt.

Organisationsidentität ist gefragt

Professor Dr. Hermann Reichold (Lehrstuhl für Bürgerliches Recht, Handels-, Wirtschafts- und Arbeitsrecht Tübingen) stellt fest: „Für beide Kirchen und ihre Wohlfahrtsverbände Caritas und Diakonie stellen sich nicht nur neue praktische Fragen der möglicherweise neu zu regelnden Ausschreibungspraxis. Vielmehr werden weit grundsätzlichere Fragen nach Grund und Grenzen des theologischen Selbstverständnisses kirchlichen Wirkens in der Welt aufgeworfen – Fragen, die dem EuGH helfen sollen, die Schlüssigkeit des mit kirchlichen Dienstleistungen verfolgten ‚Ethos‘ beurteilen zu können. Mit dem Stichwort ‚Verkündigungsnähe‘ allein lässt sich eine ausreichende Antwort darauf nicht finden. Die Anforderungen an kirchliches Personal benötigen überzeugendere und differenzierende theologische Antworten.“⁷

Was hier ansteht, ist eine reflektierte und nach Berufsgruppen darstellbare differenzierte christliche Professionalität. Nicht die schlichte Zugehörigkeit der Mitarbeitenden zu einer Kirche hilft, das Reich Gottes zu verwirklichen. Der Wechsel von einer nur auf die personale Identität der Einrichtung gerichteten Einstellungspraxis hin zu einer die Mitarbeitenden begleitenden organi-

sationseigenen Identität ist notwendig. Kirchliche Träger sind auskunftspflichtig, was der christliche Handlungskontext der jeweiligen Fachlichkeit ist. Die fatale Annahme, der einmal fertig christlich sozialisierte konfessionelle Arbeitnehmer könnte so von der Straße aus eingestellt werden, kommt an sein Ende.

Fachliches Handeln konstituiert Identität

Arbeitsgerichte werden künftig überprüfen, inwieweit die Zugehörigkeit zu einer Konfession als Einstellungskriterium für die Umstände der Ausübung einer Tätigkeit eine wesentliche, rechtmäßige und gerechtfertigte berufliche Anforderung darstellt. Konkret: Welches fachliche Handeln ist für das Gefüge moralischer Verhaltensweisen der kirchlichen Institution, in der der Beruf ausgeübt wird, wesentlich? Was dürfen Klienten, Bewohner, Patienten an „kirchlicher“ Fachlichkeit und christlicher Zuwendung erwarten? Oder anders gefragt: Was bedeutet die jeweilige berufliche Tätigkeit für die Verwirklichung einer Zivilisation der Liebe – des Reich Gottes – auf Erden? Welche explizite Motivation, welche konkreten fachlichen, qualitativen und ethischen Standards konstituieren in der jeweiligen Tätigkeit ein christliches Ethos (Selbstverständnis) des jeweiligen Berufsprofils?

Von der Konfession zur christlichen Profession

Es geht um einen Paradigmenwechsel vom statischen Persönlichkeitsmerkmal „Konfession“ hin zu Tätigkeitsmerkmalen „christlicher Profession“. Aus spezifischen Tätigkeitsmerkmalen des Christlichen einer Profession leiten sich entsprechende religiöse bzw. explizite christliche Kompetenzen ab (s. u.) Im Kontext einer funktionalen und an Qualitätsstandards orientierten Arbeitswelt wird die Theologie nicht mehr

einfach ihre Vorstellungen von Anforderung an diese Berufe und Tätigkeiten heranzutragen können. Vielmehr bedarf es des Dialogs auf Augenhöhe mit den Professionen und der Anstrengung, das Christliche im beruflichen Selbstverständnis (Ethos) der Professionen zu entdecken und in einem weiteren Schritt theologisch im Sprachduktus der jeweiligen Fachlichkeit zu erschließen. So könnte bei einem christlichen Träger ein Pfleger oder eine Ärztin z.B. eine pastorale Sensibilität im Sinne der Achtsamkeit und Zuwendung auf Basis des Lebensbeispiels Jesu entdecken und als Gewinn in ihre Professionalität integrieren. Ebenso wird ein kirchlicher Träger wissen, dass es eine fundierte ethische Kompetenz auf Basis eines christlichen Menschenbildes für diese Tätigkeiten braucht. Berufe im Bereich der Erziehung benötigen eine religionspädagogische Kompetenz und leitende Mitarbeitende sollten Fähigkeiten im Sinne einer christlichen Personalführung erwerben können. Das leitende Management sollte eine Kompetenz zur Gestaltung einer christlichen Unternehmenskultur entwickeln sowie Visionsarbeit der christlichen Gesellschaftsentwicklung leisten. Ökonomen sind in Fragen der Nachhaltigkeit und ethischer Investitionsformen zu schulen. Kirchliche Träger werden hierzu Unterstützung durch die Kirchenleitung und neue berufsspezifische Fortbildungsangebote benötigen. Wir stehen noch ganz am Anfang dieser Entwicklung und realisieren: Die Eigentümlichkeit christlicher Fachlichkeit braucht den interdisziplinären Dialog der verschiedenen Professionen mit der Theologie.

Theologie und Kirchenleitung

Zugleich werden die Theologie und die Kirchenleitung in diesen Prozess mit einer Haltung der Wertschätzung ohne vorauslaufenden Wahrheitsanspruch und normative Geste eintreten müssen. Mitarbeitende der Caritas verdienen diesen respektvollen Dialog, da sie mitten im Alltag eines

ökonomisierten Gesundheits- und Sozialwesens den täglichen Versuch wagen, die göttliche Barmherzigkeit durch Fachlichkeit in ihrem Berufsalltag zu realisieren. Hier zeigt sich die reale Kirchlichkeit caritativer Berufe, die entdeckt, gewertschätzt und gefördert werden möchte. Gefordert ist hier die Pastoraltheologie sowie eine diskursive Moraltheologie und weniger die Dogmatik oder das kirchliche Arbeitsrecht. Es ist an der Zeit, gemeinsam die Eigentümlichkeit christlicher Fachlichkeit in den verschiedenen Berufen zu beschreiben, um in einer pluralen Gesellschaft das christliche Ethos in der Tätigkeit zu klären. Dem entsprechen dann berufsspezifische Kompetenzen.

Die „christliche Professionalität“ entscheidet⁸

Was sind die erwartbaren berufsspezifischen Kompetenzen einer christlichen Professionalität? Für jeden Berufszweig bei einem kirchlichen Träger ist das christlich erwartbare Ethos durch konkrete Kompetenzen zu beschreiben. Diese sind dann in Bewerbungsgesprächen zu thematisieren und künftigen Mitarbeitenden in Form von Fort- und Weiterbildungen als zu erwerbende Kompetenzen einer expliziten christlichen Professionalität anzubieten. Eine solche Transparenz und der Zuwachs an Kompetenz dürften bei vielen jungen Bewerberinnen und Bewerbern auf Interesse stoßen. Hierbei sind verschiedene Kompetenzgruppen zu unterscheiden, wie spirituell-religiöse oder kirchlich-institutionelle Kompetenzen. Sie sind wiederum hinsichtlich verschiedener Berufe und Verantwortlichkeiten differenziert zu beschreiben und können hier nur in allgemeiner Weise vorgestellt werden.

Als spirituell-religiöse Kompetenzen können bspw. genannt werden:

- die Fähigkeit, berufliche Wirklichkeit und eigene Motivation im christlichen Glauben zu reflektieren

- die Fähigkeit, das professionelle Handeln aus einer christlichen Haltung zu begründen
- eine Offenheit und Urteilsfähigkeit für die Auseinandersetzung mit religiösen Fragen / Bezügen im Arbeitskontext
- Sprachfähigkeit zu Glaubensaspekten und religiös-ethischen Fragestellungen der Tätigkeit
- reflektierte soziale/christliche/kirchliche Motivation/Identifikation mit dem kirchlichen Auftrag der Einrichtung/des Trägers/der beruflichen Tätigkeit
- Interreligiöse Haltung - Toleranz/Akzeptanz/Respekt vor anderen Religionen und Andersgläubigen sowie weltanschaulicher Pluralität

Diese sind zu unterscheiden von kirchlich-institutionellen Kompetenzen:

- reflektierte Loyalität zur Kirche bzw. zum kirchlichen Träger
- konfessionelles, ökumenisches und interreligiöses Grundwissen
- die Kenntnisse und der handlungssichere Zugriff auf kirchliche Aussagen bezogen auf das eigene Arbeitsfeld
- Vertrautheit mit tätigkeitsrelevanten kirchlichen Inhalten, z.B. kirchliche Strukturen, Riten, Rollenträger, Verfahren, Vorgaben, ...
- Selbstverständnis als Mitarbeitende/Führungskraft in der Kirche mit ihrem besonderen Sendungsauftrag
- Bereitschaft, kirchliche Standpunkte, Aussagen, ethische Orientierungen in den beruflichen Diskurs einzubringen
- Bereitschaft zur Teilnahme an beruflichen Qualifizierungen zu religiösen/ethischen Themen

Träger werden zu Gestaltern

Kirchliche Träger werden um ihrer eigenen christlichen Identität Willen künftig enorme Anstrengungen unternehmen müssen, wenn sie kompetente Mitarbeitende gewinnen wollen, die dann durch

entsprechende Fort- und Weiterbildung mit einer reflektierten christlichen Professionalität den jeweiligen kirchlichen Auftrag verwirklichen. Der Anspruch an die „Konfessionalität“ der Mitarbeitenden wird zum Anspruch an die Organisation. Es geht dabei um weit mehr als allgemeine „Glaubenskurse“. Kirchliche Träger werden in positiver Weise darstellen können, was der christliche Glaube im Sinne eines Ethos der Nächstenliebe an fachlicher Innovation bedeuten kann. Wie sehr der Einsatz für den Nächsten Grenzen zwischen Menschen überwindet und von der Vision einer weltumspannenden Gemeinschaft aller Menschen getragen ist. Sie werden von einer Motivation sprechen dürfen, die keinen Menschen zurücklässt, ausgrenzt oder in seinem Leiden allein lässt.

Ein christlich reflektiertes Berufsethos

Wenn die Kirchen differenziert erläutern können, was der kirchliche bzw. christliche Auftrag der jeweiligen Tätigkeit in Diakonie und Caritas explizit ist, werden sie erleben, dass weniger die Religionszugehörigkeit der Mitarbeitenden den Dienst am Menschen konstituiert, sondern das von allen fachlich gelebte und reflektierte christliche Ethos. Es wird möglich werden, in einer multikulturellen und sogar interreligiösen Dienstgemeinschaft ein christliches Unternehmensethos überzeugend zu leben. Genau diese Form von Dienstgemeinschaft ist ein überzeugender Erweis der Kraft des Evangeliums. Es ist an der Zeit, mit der Weite der Überzeugungskraft einer christlichen Nächstenliebe unsere fachliche Expertise gemeinschaftlich zu durchformen. Das ist eine Chance!

teil des Grundgesetzes für die Bundesrepublik Deutschland ist.

- 2 Die Überarbeitung der Grundordnung des kirchlichen Dienst 27.04.2015 trägt diesem Anliegen in Bezug auf angestellte Mitarbeitende erstmalig Rechnung.
- 3 So demonstrierten 600 Schüler am katholischen Ordens-Gymnasium Mariengarden in Borken-Burlo im September 2018 mit Ballons in Regenbogenfarben für die Festanstellung eines homosexuellen Referendars. Mit dem seit 1. Oktober 2017 in Kraft getretene Ehe-Gesetz für gleichgeschlechtliche Paare wird die katholische Morallehre gesellschaftlich zur Sondermoral. Zugleich waren 2002 eingetragene Lebenspartnerschaften noch als schweres Vergehen gegen das katholische Arbeitsrecht und seit 2015 sind Andersgläubige wie Orthodoxe und Muslime, die in katholischen Einrichtungen arbeiten, bereits davon ausgenommen,
- 4 Peter Scherle, Zukunft der Volkskirchen: Werte liefern, das können auch andere: 12.11.2018, FAZ – online.
- 5 So wurde die Kündigung eines langjährigen Mitarbeiters bei der Caritas Hagen wegen Wiederverheiratung vor der 4. Kammer des Arbeitsgerichts Hagen am 14.8.2018 für unwirksam erklärt.
- 6 So der Generalvikar des Erzbistums München und Freising, Dr. Beer bei den 3. Hirschberger Gesprächen am 30/31.Okt. 2018.
- 7 Dr. Hermann Reichold und DDr. Peter Beer, Eine „Abmahnung“ des EuGH mit Folgen - beck-online, NZA 2018, 681.
- 8 Der Begriff „christlichen Professionalität“ wird vom Autor seit ca. 7 Jahren als Kernaufgabe der „Caritaspastoral“ eingeführt und propagiert. Er ist die Voraussetzung für kirchliche Träger in einer säkularen Gesellschaft ihre Identität nachhaltig zu entwickeln. Die Begrifflichkeit macht die pragmatische Dimension einer notwendigen Reflexion der Schnittstelle von Fachlichkeit und christlichen Inhalten sowie Motivationen in beruflichen und ehrenamtlichen Tätigkeiten der Caritas und Diakonie zum expliziten Thema. Dies ist nach Tätigkeitsfeldern und Berufen differenziert darzustellen. Die Fort- und Weiterbildung kirchlicher Träger steht in der Folge unter dem Anspruch, entsprechende Kompetenzen je nach Beruf und Tätigkeit zu vermitteln.

Anmerkungen:

- 1 Art. 137 Absatz 3 der Weimarer Reichsverfassung, der gemäß Art. 140 des Grundgesetzes Bestand-

Bernhard von Clairvaux, ein geistlicher Begleiter

1. Zur Einführung: Biographische Notizen

Aktuelle Biographien und Einzelstudien zu Bernhard von Clairvaux erschließen die Vielschichtigkeit der Facetten, – in die Stationen seines bewegten Lebens verwoben –, die diesen Abt auszeichnen, der zu den herausragenden Gründervätern des Zisterzienserordens gehört.¹ Dennoch bedarf es, aus Wirken und Werk zu erschließen, der eigenen Begründung dafür, dass gerade Bernhard zu Beginn eines neuen Jahres in den Blick gerückt wird, ist er doch ein Mann des 12. Jh., das – unbestreitbar von ihm wesentlich geprägt – nicht von ungefähr auch den Beinamen „Bernhardinisches Zeitalter“ trägt.² Neben der deutsch-lateinischen Ausgabe der „Sämtlichen Werke Bernhards“³ erschließen zeitgenössische Quellen das geistliche Fundament dieses Abtes, der in diesem Amt der Mönchsgemeinschaft des von ihm 1115 gegründeten Klosters Clairvaux bis zu seinem Tode diente.⁴ In seiner Person bündelt sich der Impuls der geistlichen Erneuerung des benediktinischen Mönchtums, in der Gründung des Zisterzienserordens durch Stefan Harding, dem Abt von Citaux, realisiert, – ein Mönchtum, das frei sein sollte von allen dem jeweiligen zeitlichen Umfeld geschuldeten Kompromissen.⁵ Von Bernhard klar formuliert, soll sich die geistliche Mitte in einem Kirchbau widerspiegeln, der einzig Raum des Gebetes und der Liturgie ist. Unerschütterliches Fundament ist freilich eine glutvolle Frömmigkeit, wie sein umfangreiches Predigtwerk bestätigt, nicht minder auch eine

breit gefächerte Korrespondenz, die sein kluges Einfühlen in die Verfassung des Adressaten verrät.⁶ Dabei ist Bernhards unbeugsame Durchsetzungskraft mit einem kantigen Charakter verbunden, der tiefe Trauer und auch feinfühliges Zuneigen ebenso wenig verleugnet wie das Aufwallen des Zornes.

Ein Blick auf Bernhard zeigt somit viele zeitgebundene Aktivitäten und Einschätzungen, die heute kritisch zu betrachten sind, nicht minder aber auch die Kontinuität eines Glaubenszeugnisses, welches die zeitlose Aktualität des christlichen Credo unter Beweis stellt.⁷

2. Geistliche Impulse

Glänzende Allgemeinbildung, gründliche rhetorische Schulung und eine theologische Fundierung, die neben einer souveränen Bibelkenntnis vor allem die Vätertheologie ausschöpft, hier in Sonderheit Augustinus, verbindet Bernhard mit einer Frömmigkeit, der die „Communio sanctorum“ ebenso selbstverständlich ist wie eine tiefe Verehrung der Gottesmutter, rückgebunden an die in der liturgischen Feier des Kirchenjahres bewahrten Heilsgeheimnisse der Erlösung Christi.⁸ Die tiefe Marienfrömmigkeit Bernhards, die prägend in den Zisterzienserorden hineingestrahlt hat, unterstreichen nicht nur die Marienpatronate der Zisterzienserklöster, sondern auch die Tatsache, dass durch diese das Wallfahrtswesen in Deutschland im Spätmittelalter noch stark gefördert worden ist. Beispielhaft sei hier auf den Marienwallfahrtsort Birnau am Bodensee verwiesen. Hier erweist sogar die spätbarocke Kirchenausstattung im entzückenden Detail mit dem kleinen Honigschlecker zu Seiten Bernhards im rechten Seitenschiff dem „Doctor melifluus“ eindrucksvolle Reverenz.⁹ – Grundlage der Frömmigkeit ist also für Bernhard die Heilige Schrift, die sich freilich erst in geistlicher Auslegung erschließt. Hier wird deutlich, dass der Glaube seine Gewissheit von Gottes Tun her gewinnt. Gott selbst verbürgt den Glauben in seiner unverbrüchlichen

Wahrheit, in der gläubigen Annahme der Offenbarung, im Gehorsam bejaht und gelebt. Eine kritische Nachfrage dient der Vertiefung dieser Rückbindung an Gott. Denkende Nachfrage hat in Gebet und Kontemplation ihr wahres Ziel erreicht.¹⁰

Diesen geistlichen Weg durchmisst Bernhard in drei Stufen, die von Gotterfahrung begleitet sind; denn es ist die Offenbarung, so Bernhard, von der her sich der Glaube begründet und erschließt. Diese Offenbarung ist nicht nur die Teilung göttlicher Wahrheiten; sie will vielmehr Menschen zur Gottbegegnung führen. Um zu diesem Ziel zu gelangen, muss die Ebene verstandesmäßiger Durchdringung der Offenbarungsbotschaft in geistlicher Erfahrung überschritten werden. Es ist die Seele, die nach dem Wort fragt. Und dieses letztgültige Wort ist die alles erfüllende Selbstmitteilung Gottes. In einer Predigt begründet Bernhard: „Es scheint vielleicht so, als würde ich das Wissen maßlos verhöhnen und die Gelehrten gleichsam tadeln oder wissenschaftliche Studien verbieten. Das liegt mir fern. Nicht unbekannt ist es mir, wieviel Nutzen die Gebildeten der Kirche gebracht haben und bringen, sei es in der Widerlegung der Gegner oder in der Unterweisung der Einfachen. ... Ich habe gelesen: 'Die Gebildeten werden strahlen, wie der Himmel strahlt; die viele zum rechten Tun geführt haben, werden immer und ewig wie die Sterne leuchten' (Dan 12,3)." Bernhard verweist aber auch auf den paulinischen Einwand: „Wenn einer meint, er sei zur Erkenntnis gelangt, so hat er noch nicht erkannt, wie man erkennen muss" (1 Kor 8,2). So fährt der Abt fort: „Du siehst, Paulus ist mit einem, der viel weiss, nicht einverstanden, wenn er die rechte Art des Wissens nicht erkannt hat. ... Was meint er denn mit der Art des Wissens? Was sonst, als dass du weißt, in welcher Ordnung, mit welchem Interesse und mit welchem Ziel man alles erkennen soll. In welcher Ordnung: nämlich das früher zu erkennen, was für das Heil dringlicher ist; mit welchem Interesse: nämlich das eifriger, was für die Liebe anregender ist; und mit welchem Ziel: nämlich nicht aus eitler Ruhmsucht, Neugier oder einem ähnlichen Motiv, sondern nur, um

dich oder den Nächsten zu belehren.“¹¹ Wo diese Ordnung, dieses Interesse und dieses Ziel nicht im Blick sind, bleiben Schrift und Tradition als überkommenes Erbe der einzige Weg, zur geistlichen Mitte, zur Mittelbarkeit der Gottbegegnung zu kommen.¹²

2.1 Gott berührt

Für den Weg der Frömmigkeit ist, wie Bernhard bezeugt, die Christusbegegnung zu einem Leitthema geworden. Nicht mehr der vom Kreuz aus herrschende König, sondern die Leidenshingabe Jesu steht nun mehr in der Mitte geistlicher Betrachtung. Und in dieser „Jesus-Minne“ spannt Bernhard den Bogen von der Menschwerdung hin zum Erlösertod am Kreuz. *„Fleischlich – um mich so auszudrücken – wird hier gepredigt: 'Fliehe die Lust' ..., Tu Buße, denn durch sie ist dir das Reich nahe (Mt 3,2). Das predigt hier jener Stall, das ruft die Krippe, das künden unüberhörbar jene zarten Glieder des Kindes, davon sprechen die Tränen und das Wimmern. Ja, Christus weint, doch nicht wie die anderen Kinder, oder sicher nicht aus dem gleichen Grund, aus dem die anderen gewöhnlich weinen. Bei den anderen ist die Empfindung der Sinne der Anlass, bei Christus wurde die Regung des Herzens übermächtig; jene leiden, doch sie vermögen nichts; denn sie haben ja noch nicht einmal Macht über ihren Willen; jene trauern aus Leid, Christus aus Mitleid; jene beweinen das schwere Joch, das auf allen Kindern Adams lastet, Christus beweint die Sünden der Söhne Adams. Gewiss, für die er jetzt Tränen vergießt, wird er einst sein Blut vergießen. O Härte meines Herzens! Würde mir doch, o Herr, ein Herz aus Fleisch zu teil werden, wie das Wort Fleisch geworden ist!“*¹³ Das hier Gesagte unmittelbar auf sich selbst beziehend, bezeugt Bernhard die Innerlichkeit der Beziehung, in der jeder – unbeschadet seiner Eingebundenheit in Gemeinschaft – diesem Erlöser gegenübertritt. Und hier benennt Bernhard nun all das, was lastend das Leben des Herrn begleitet hat. Der Abt

richtet den Blick auf alle „Ängste und Bitternisse meines Herrn, angefangen von den Nöten der Kinderjahre, dann den Mühen, die er bei Predigen ertrug, der Müdigkeit beim Wandern, den Nachtwachen beim Gebet, den Versuchungen beim Fasten, den Tränen des Mitleids, den Hinterhältigkeiten bei den Gesprächen und schließlich den Gefahren durch falsche Brüder, den Schmähungen, der Bespeieung, den Schlägen, den Verhöhnungen, den Vorwürfen, den Nägeln und ähnlichem, die der Wald des Evangeliums bekanntlich zum Heil unseres Geschlechtes in großer Zahl hervorgebracht hat. ... (Er nahm) die Bitterkeit meiner Sünden auf sich ... (und er) wies auf die künftige Unsterblichkeit meines Leibes hin. Die Erinnerung an diese große Güte werde ich preisen (Ps 144,7), solange ich lebe; in Ewigkeit werde ich diese Erweise seines Erbarmens nicht vergessen, denn durch sie wurde ich zum Leben erweckt“.¹⁴ - Es ist Gott, der menschengewordene, am Kreuz sein Leben hingebende Gottessohn, der diese Berührung, die Gott schenkt, von Bernhard in kraftvollem Wort wie in versunken-innigem Gebet den Seinen ausgelegt, die des Gekreuzigten, im „amplexus“ den Abt lebhaft erfahren läßt. Die biographische Quelle, die von diesem „amplexus“ berichtet, ist der „Liber de miraculorum“ des Herbert v. Clairvaux (gestorben um 1180).¹⁵ Hier ist berichtet, dass der gekreuzigte Christus seinen Arm vom Kreuzesbalken löst, sich zu Bernhard neigt, der ihn anbetet und den Abt liebevoll umarmt. Damit zeigt sich: Im Amplexus findet bündelnden Ausdruck, was Bernhard von Clairvaux im Blick auf Christus, den leidenden und gekreuzigten Gottessohn, als Lebenswirklichkeit erfuhrt: Gott ist „Liebe“. In liebender Berührung wird dem Beter betrachtend enthüllt: „Wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm“ (1 Joh 4,16b). Seit dem 14. Jh. in bildlicher Darstellung fassbar, wird im 16. Jh. der „amplexus“ dahingehend ausgeweitet, dass der gekreuzigte Christus Bernhard nicht nur umarmt, sondern dieser seinerseits auch den sich ihm zuneigenden Christus, sich also beide gegenseitig umarmen.

2.2 Gott führt und bestätigt

Damit ist bereits in der Gottese Erfahrung die zweite Stufe erreicht. Gott berührt nicht nur: Gott führt und bestätigt.

Die Erfahrung des amplexus „entbirgt“, was das Leben und Denken Bernhards bis ins Innerste durchdringt, was ihn immer wieder erschüttert und schließlich das neu bestimmen lässt, was den Menschen im Innersten formt: Gott, der berührt, führt und bestätigt das „Wir“. Nunmehr ist zu bedenken, was den Alltag prägt und die je eigene Spiritualität, und zwar ein Leben lang. Bernhard entdeckt die gleichsam „praktische“ Dimension der Gottesliebe. *„Er wird nicht müde, das Wort aus dem Johannesbrief, 'Gott ist die Liebe' (1 Joh 4,8 und 14,6b), und das andere: 'Gott hat uns zuerst geliebt' (1 Joh 4,19) zu zitieren, wird nicht müde, diese Wahrheit vor den Seinen auszubreiten und sie gleichsam in ihre Herzen einzuschreiben“*.¹⁶ Wortgewaltig führt der Prediger aus: *„Gott wollte sein edles Geschöpf, den Menschen, wiedergewinnen. „Zwing ich ihn gegen seinen Willen“, meinte er „dann habe ich einen Esel, keinen Menschen. ... Um ihn aber mit seiner Einwilligung zu haben, will ich ihn erschrecken, vielleicht kehrt er um und lebt“. Er drohte mit dem Schlimmsten, das man sich ausdenken kann: mit ewiger Finsternis, einem Wurm, der nicht stirbt, und einem Feuer, das nicht erlischt. Als er aber auch so den Menschen nicht zurückrufen konnte, sprach er: 'Er ist nicht nur ängstlich, sondern auch begehrllich; ich will ihm versprechen, was ihm wohl am meisten erstrebenswert erscheint'. Die Menschen verlangen nach Silber, Gold und Ähnlichem, doch mehr als nach all dem verlangen sie nach dem Leben. Offenkundig ist dies, sogar ganz offenkundig. 'Wenn sie so sehr nach diesem elenden, mühevollen und kurzem Leben verlangen', meinte er, 'wie werden sie dann mein ruhiges, ewiges und seliges Leben lieben!' Er versprach ihnen also ewiges Leben; er versprach, 'was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört und was keinem Menschen in den Sinn gekommen ist' (1 Kor 2,9). Er sah jedoch, dass er nichts erreichte. 'Eines', sprach er, 'bleibt mir noch. Im*

Menschen finden sich nicht nur Furcht und Begierde, sondern auch Liebe, und nichts in ihm hat so Zugkraft wie sie! So kam er also im Fleische und zeigte sich uns so liebenswert, um uns jene Liebe zu erweisen, die die größte ist, die es gibt: Er gab sogar sein Leben für uns hin. Wenn sich einer freilich selbst aus diesem Grunde nicht bekehren will, dann wird er doch wohl zu Recht zu hören bekommen: 'Was hätte ich für Dich tun sollen, und habe ich es nicht getan?' (Jes 5,4) Und tatsächlich stellt uns Gott seine Liebe nirgends so vor Augen wie im Geheimnis der Menschwerdung und der Passion, nirgendwo sonst ist seine Treue so deutlich zu sehen, nirgendwo tritt seine Güte so sehr in Erscheinung wie in seiner Menschenliebe. Der Apostel bezeugt dies, indem er sagt: 'Erschienen ist die Güte und Menschenliebe Gottes, unseres Retters' (Tit 3,4). Denn seine Macht war natürlich verhüllt, da er in Schwachheit kam. Deshalb sprach Habakuk: 'Dort verbarg sich seine Macht' (Hab 3,4). Das geschah ohne Zweifel am Kreuz, 'dessen Arme in seiner Hand waren' (Hab 3,4). ... War er denn nicht trunken vom Wein der Liebe und ganz selbstvergessen im Widerspruch zum Rat des Petrus, der da sprach: 'Hab doch Mitleid mit dir' (Mt 16,22). Daher 'verbarg sich seine Macht' (Hab 3,49), vor allem aber wurde die Weisheit vom Fleisch verhüllt!''¹⁷

2.3 Gott vollendet

Damit strahlt nun das Dritte auf, was die Gotteserfahrung ausfaltet: Gott vollendet.

Gottes Liebe schließt das Mitwirken des Menschen ein, menschliche Begnadung, Fundament einer Liebe, die das ihr Geschenkte als das Kostbarste nicht für sich behalten will, sondern weiterschenkt. Diese Einsicht, welche die einzigartige Marien als Gottesmutter im Heilswerk ihres göttlichen Sohnes christologisch verankert, trägt Bernhards tiefe Marienfrömmigkeit, vielfach in Wort und Tat bezeugt, verdichtet in der „Lactatio“, die nicht von ungefähr eines der beliebtesten Motive der Bernhard-Ikonographie gewor-

den ist. Die Szene zeigt, von wenigen Variationen abgesehen, wie Maria, das Jesuskind nährend, das Stillen unterbricht und dem vor ihr im Gebet verharrenden Bernhard einen Strahl ihrer Milch aus ihrer entblößten Brust in den Mund fließen läßt.¹⁸ Damit nimmt Maria Abt Bernhard nicht nur die Angst, als Prediger zu versagen.¹⁹ Die „Lactatio“ bringt gleichsam ins Bild, dass die herausragende Predigergabe dieses Mönchsvaters nicht nur ein Gottesgeschenk ist; sie bezeugt überdies: Gott bringt seine den Menschen gewährten Gaben selbst zur Vollendung.

So verschmelzen theologisches Wissen und göttliche Weisheit, sind Menschheitsgeschichte und Heilsgeschichte in Jesus Christus unlösbar miteinander verwoben. Die Vollendung göttlichen Heilshandelns schließt Maria ein, die Gottesmutter.²⁰ Die Ehrung Mariens „aus tiefstem Herzensgrund, mit der ganzen Liebe unseres Gemütes und aller Hingabe“ entspricht also Gottes Willen: Er wollte, so Bernhard wörtlich, „dass wir alles durch Maria haben. Ja, das ist sein Wille doch für uns. In allem und durch alles sorgt er nämlich für die Elenden, ... (der Vater) gab dir Jesus als Mittler. Was würde ein solcher Sohn bei einem solchen Vater nicht erlangen? ... Ihn gab dir Maria als Bruder. ... Willst auch bei ihm einen Fürsprecher haben? Wende dich an Maria. Reine Menschlichkeit findest du bei Maria. ... Und ich möchte sagen, ohne zu zweifeln: 'Auch sie wird um ihrer Ehrfurcht willen erhört werden'.“²¹

3. Ermutigung und Wegweisung

Das über Bernhard Gesagte bündelnd, ist festzuhalten: *Der vorbildliche Mönchsvater ist ein Lernender geblieben.* Er musste lernen wie jeder von uns, mit seinen leiblichen Kräften verantwortlich umzugehen. So ist er an unserer Seite, wenn es als geboten einleuchtet, Verzicht zu üben, sich dabei aber, dessen Wert Rechnung tragend, um ein „rechtes Maß“ zu bemühen. – *Der kluge Abt ist ein scharfsinnig Erkennender.* Bernhard nahm wahr, was von einer gradlinigen Lebensfor-

mung abzulenken vermag. Deshalb lehnte er Schmuck im Umfeld liturgischer Feiern und auch in der Ausgestaltung des Kirchenraumes wie des Chorgestühles ab. Seiner Mönchsgemeinschaft wollte er die Erfahrung der Schönheit und Kraft des gemeinsamen Chorbetes und der Eucharistiefeier als Ort der Gottbegegnung bewahren. Des unbeschadet trug Bernhard auch der Schönheit künstlerischer Genialität Rechnung, in der die Fülle der Herrlichkeit Gottes in Schöpfung und Erlösung greifbar wurde. Prachtvolle Bibelillustrationen ließen die Kostbarkeit des Gotteswortes und prunkvolle liturgische Gefäße den Ort göttlicher Gegenwart aufstrahlen. So ist Bernhard an unserer Seite, wenn wir darum ringen, in eine persönliche Gottbeziehung auch die Bedeutung der Gemeinschaft im Gebet und Gottesdienst, im Leben der Kirche die Gemeinde vor Ort in ihrem Wert in unsere Lebensformung einzubeziehen.

Als geistlicher Seelenführer wusste Bernhard darum, dass überzogene selbstkritische Lebensbetrachtung sich zu skrupelösen Sünden- und Schuldgefühlen (bis hin zur hoffnungslosen Gottesferne) steigern kann. So wird seine Erfahrung des grundlos-unbegreiflichen Geliebteins des Menschen von Gott zur Triebfeder, im Blick auf Maria, der Gottesmutter, die Tiefe menschlicher Liebe auszuloten. Bereits in jungen Jahren von Bernhard zum Leitthema gemacht²², ist das „bernhardinisch“ geprägte 12. Jh. auch als „das große Jahrhundert der Liebe“ bezeichnet worden.²³ Sie wird von ihm in dem zwischen 1130 und 1141 verfassten Buch „De Diligendo Deo“ (über die Gottesliebe) ausgefaltet. Bernhard betont, dass Liebe eine Wirklichkeit ist, die der Mensch nicht aus sich selbst hat erfinden können. Sie kommt von Gott, der den Menschen zuerst liebt und ihm seine Liebe zugesagt hat. Da sie uneigennützig ist und frei von Egoismus, kann sie den Geist abbringen von dem, was nur von dieser Welt ist, und ihn auf Gott hin orientieren. Liebe stellt zwischen den Menschen und Gott die einzige Beziehung her, die beider würdig ist. Und sie schenkt damit Freiheit. In Vollkommenheit zeigt sich, was Liebe ist, in der

einzigartigen wechselseitigen Liebe der drei göttlichen Personen, nämlich die Bejahung des Anderen um seiner selbst willen. Diese Freiheit soll sich auch in der Beziehung zwischen Gott und den Menschen verwirklichen. So schenkt die Liebe Heilung, vertreibt die Furcht (vgl. 1 Joh 4,18), worauf auch Benedikt in seiner Regel (7,67) Bezug nimmt. So ist wahre Gottesliebe möglich. Werden nämlich der Leib und alle Gaben des Leibes wegen der Seele geliebt, die Seele um Gottes willen, dann wird Gott aber um seiner selbst willen geliebt“.²⁴ So ist Bernhard ganz auf unserer Seite, wenn wir die Kraft der Liebe für uns entdecken, Liebe als Wirklichkeit, in der Gott selbst als ewige Liebe erfahrbar wird, Liebe, die als ein inneres Bedürfnis, das zur Natur des Menschen gehört, zugleich dem Wesen Gottes entspricht. Die Aktualität dieser Sicht, wissenschaftlich längst erkannt, bleibt steter Impuls, auf dem Weg uneigennütziger Liebe immer weiter voran zu schreiten. Darin ist eine beständige Umkehr als Hinwendung zu Gott ebenso bewahrt wie die Wertschätzung der den Menschen kennzeichnende Endlichkeit. Sie nämlich ist im Leib greifbar, und der ist der Ort, wo der Mensch die Gegenwart Gottes, sich selbst und die anderen erfährt. So sind Menschenwürde und Gottesliebe nicht zu trennen.

Wir dürfen festhalten: Bernhard ermutigt, das Lernen als lebensbegleitende Chance zu begreifen, das genaue Zuschauen als Einblick in die Weite und Schönheit der Schöpfung zu begreifen und in all dem jene Liebe zu finden, die Gott und Mensch zusammenführt, als Gottes- und Nächstenliebe Leib und Seele zusammenbindet in der Freiheit göttlicher Liebe. Der Blick auf Maria, begleitet von den als Selige bzw. Heilige Verehrten, bestätigt, was Bernhard – zeitlos gültig – ins Wort bringt. Mit Verweis auf 1 Joh 4,8: „Gott ist die Liebe“ führt der Abt wörtlich aus: „Mit Recht wird gesagt, dass die Liebe sowohl Gott ist als auch Gottesgabe. So schenkt die Liebe die Liebe“, „die wesenhafte die als Eigenschaft hinzukommende“.²⁵ Bernhard von Clairvaux bleibt – ermutigend und wegweisend – ein aktueller geistlicher Wegbegleiter.

Anmerkungen:

- 1 Peter Dinzelbacher, Bernhard von Clairvaux. Leben und Werk des berühmten Zisterziensers. WGB, Darmstadt 1998; Jean Leclercq, Bernhard von Clairvaux. Ein Mann prägt seine Zeit. München 1990.
- 2 Siehe: Johannes Rau, Vorwort, in: Arno Paffrath, Bernhard von Clairvaux. Leben und Wirken – Dargestellt in den Bilderzyklen von Altenberg bis Zwettl. Köln 1984, Band 1.
- 3 Bernhard von Clairvaux. Sämtliche Werke (im Folgenden zit.: Sämtliche Werke), hsg. v. Gerhard B. Winkler. Innsbruck 1990–1998 (9 Bände); Registerband (Band 10), Innsbruck 1999.
- 4 Breite Literatur-Übersicht bietet: Michaela Diers, Bernhard von Clairvaux. Elitäre Frömmigkeit und begnadetes Wirken, BGPhThMA, NF, Bd. 34. Münster 1991, 407–428.
- 5 Leonhard Holtz, Geschichte des christlichen Ordenslebens. Zürich² 1991, hier: 17. Bernhard von Clairvaux – oder wie ein Mönch sein Jahrhundert prägt, 118–121.
- 6 Vgl. dazu: Hans Urs von Balthasar, Bernhard von Clairvaux; Was ein Papst erwägen muss. Einsiedeln 1985. Einleitung, 7–11, hier: 7 f.
- 7 Bernhard J. Vosicky, Bernhard über Bernhard. Geistliche Lehren des hl. Bernhard von Clairvaux. Heiligenkreuz² 2010.
- 8 Vgl. dazu: Wendelin Knoch, Der Abt Bernhard von Clairvaux, Vater zisterziensischer Predigtkultur – Geistlicher Ursprung einer literarischen Gattung und ihre Rezeptionsgeschichte, in: Die Identität der Zisterzienser aus dem Geist ihrer Liturgie gestern und heute, Berichtsheft des 2. Symposiums vom 16. – 17. April 1999. Langwaden 1999, 49–59, bes. 49 f.
- 9 Siehe: Joachim Hotz, Zisterzienserklöster in Oberfranken. München–Zürich 1982, 34.
- 10 Vgl. Jean Leclercq, Bernhard von Clairvaux, LThK³, Band 2, 268–270; Reginald Gregoire, Bernhard von Clairvaux, LexMA I (1980), 1992–1995.
- 11 Sämtliche Werke 5, 36. Predigt, 560–571, hier: 563–565.
- 12 Siehe Brief 190 (Traktat gegen Abaelards Trinitätslehre), in: Sämtliche Werke III, 74–121, hier: 88, Z 25 (lat.).
- 13 Sämtliche Werke VII, Sermones per annum, Predigt Weihnachten III, 250–261, hier: 255–257.
- 14 Sämtliche Werke VI, Sermones super cantica canticorum, 43. Predigt, 96–103, hier: 99–101.
- 15 Gabriel Hammer, Bernhard von Clairvaux in der Buchmalerei. Darstellungen des Zisterzienserabtes in Handschriften von 1135 bis 1630. Regensburg 2009, Kap. 7, 2. Buch, 323; ebd. verweist er auf: Brian Patrick McGoire, CistC 104 (1997) 353: „Das Bild, wie Bernhard vom Kreuz her von Jesus umfassen wird, steht in der Mitte der zisterziensischen Spiritualität. Nach der Beschreibung des Exordium magnum ist Jesus ein leibhaftiges Wesen, das sich von seinem Platz aus herunterneigt und den Geliebten in seine Arme schließt. Bernhard erwidert die Umarmung, und irgendwie bekommt ein anderer Mönch seiner Klostergemeinde diese Erfahrung mit ...“.
- 16 S. Assumpta Schenk, Bernhard und die Entdeckung der Liebe, in: Bernhard von Clairvaux und der Beginn der Moderne, hrsg. v. Dieter Bauer u. Gotthard Fuchs. Innsbruck 1996, 151–179, hier: 157.
- 17 Sämtliche Werke IX, Sermones de diversis, 29. Predigt: „Über die Gottesliebe“, 441–449, hier: 443–445.
- 18 Gabriel Hammer, s.o. Anm. 15, 365 f. Dieses für unser Verstehen heute eher befremdliche Marienwunder, das weder in der zeitgenössischen Lebensbeschreibung Bernhards noch in Legenden oder der Mirakelliteratur zu finden ist, bestätigt eine französische Schrift, der älteste Texthinweis aus dem ersten Drittel des 14. Jh.
- 19 Danach sollte Bernhard auf Anweisung des Abtes von Citeaux, Stephan Harding, vor dem Bischof von Charlene predigen. Aus Angst zu versagen, rief Bernhard Maria an. Und diese reichte ihm ihre Brust und verlieh ihm auf diese Weise göttliches Wissen, das Bernhard in seiner Predigt vor dem Bischof bestärkte und ihn zu einem außerordentlichen Prediger werden ließ.
- 20 Siehe: Sämtliche Werke VIII, Predigt zu Mariä Geburt, 621–647, hier: Nr. 3, 623–625.
- 21 Ebd. 629 (Nr. 7).
- 22 Sämtliche Werke, 11. Brief (1116/1117 verfaßt): An die Kartäuser und ihren Prior Guigo: Abhandlung über die wahre und selbstlose Liebe, 344–361.
- 23 Siehe dazu: J. Leclercq, Bernhard (s. o. Anm. 1), 124–131.
- 24 Dazu: Sämtliche Werke I, De diligendo Deo, Über die Gottesliebe, Nr. 38, 57–145, Anm. 146–151. Dazu: Cristian Wesso, Bernardo di Chiaravalle: Retorica o teologia? Analisi del tractato "De diligendo Deo", Flumina ex fontibus – 10. LAS Roma 2015. – Zur ökumenischen Dimension der Auslotung göttlicher Liebe im Blick auf das Kreuz durch Bernhard: Siehe Wendelin Knoch, „Gottes Liebe ist übermächtig“. Bernhard von Clairvaux, ein Reformator vor der Reformation?, in: Kreuzungen. Christliche Existenz im Diskurs, Festschrift Bischof Dr. Hubert Luthe. Mülheim a. d. Ruhr, 2002 337–350 (Anmerkungen).
- 25 Sämtliche Werke I (s. o. Anm. 24), Nr. 35, 135.

Reimund Haas

Dem Vergessen ent-rissen

Das „erste preußische“ Bistum Aachen 1814–1825

Nicht nur im aktuellen, im Jahre 1930 gegründeten „zweiten Bistum Aachen“ und im linken Rheinland wird sich kaum ein Zeitgenosse des digitalen 21. Jahrhunderts an den 25. März 1825 erinnern, als die Pfarreien des ersten preußischen Bistums Aachen aufgelöst bzw. zu größeren Teilen ins neue Erzbistum Köln überführt wurden. Etwas in der Erinnerung geblieben ist aber wohl noch, dass es ab dem 9. April 1802 ein vom französischen „Ersten Konsul“ Napoleon gegründetes erstes, französisches und großes Bistum Aachen gegeben hat, das mit den beiden damaligen Departements de la Roer und Rhin et Moselle das linke Rheinland von Kleve bis Kreuznach umfasste. Aber was nach dem Ende der französischen Herrschaft im Jahre 1814 und in dem dann ab dem 15. Mai 1815 preußisch gewordenen Rheinland aus diesem vordem zwei Departements umfassenden ersten Bistum Aachen geworden ist, war weder im allgemeinen Bewusstsein noch in der rheinischen Bistums- und Landesgeschichtsforschung näher bekannt. Denn während das mit rund einer Million Katholiken, 3.400 Priestern sowie 80 Haupt- und 750 Neben-Pfarreien 12 Jahre bestehende französische Bistum Aachen mit seinem ersten Bischof Marc Antoine Berdolet (†1809) bis ins digitale Portal Rheinische Geschichte hinein relativ gut erforscht ist,¹ hatte das immerhin 11 Jahre weiter bestehende preußische Bistum Aachen gar keinen Bischof mehr, sondern nur (zwei bzw.) einen Generalvikar(e).²

Nachzulesen ist diese Geschichte vor allem in der soeben veröffentlichten "Geschichte

des ersten Bistums Aachen in preußischer Zeit (1814 - 1825)" des langjährigen Kölner Bistums Archivars Jakob Torsy³. Die aufregende 70jährige Entstehungshistorie dieses Werkes wäre ein eigenes Thema. Im Vorspann des Buches (A) ist sie festgehalten.⁴ Als Mitglied der herausgebenden Bistümer des Pastoralblatts verdient es Aachen, auch von dieser seiner unbekannteren Seite her vorgestellt zu werden. Wir folgen dabei den insgesamt sechs Kapiteln des Buches mit seinen 385 Seiten.

Geschichte des Bistums Aachen während der preußischen Zeit

Wer in Torsys Geschichte des Bistums Aachen während der preußischen Zeit (B) einsteigt, findet diese in sechs differenzierten Kapiteln erstmals anschaulich, ausführlich und umfassend dargestellt.

Dem Leser des 21. Jahrhunderts werden im ersten Kapitel zunächst die damaligen gesellschaftlich- kirchlichen Grundfaktoren vorgestellt. Dazu wird als Erstes „die napoleonische Reichskirche“ von ihren Anfängen an skizziert, in der der französische Kaiser Napoleon „im christlichen Glauben das staaterhaltende Prinzip sah, das aber nur wirksam werden“ konnte, „wenn der Staat seine Ausführung unter Schutz und Aufsicht“ (S. 11) nahm. Nach dem Tod des ersten französischen Aachener Bischofs Marc Antoine Berdolet (†1809) ernannte Napoleon im Jahre 1810 zwar Meaux Denis François Le Camus zum zweiten Aachener Bischof. Doch weil Papst Pius VII. (1800-1823) von Kaiser Napoleon in Savona gefangen gehalten wurde, bestätigte der Papst keinen vom Kaiser Napoleon ernannten Bischof mehr. So wurde Le Camus vom Aachener Kathedralkapitel am 7. Januar 1811 zum (dritten) Generalvikar und Administrator der Diözese Aachen ernannt, zusammen mit den beiden amtierenden Generalvikaren Martin Wilhem Fonck und Michael Klinkenberg.

Da aber auch zu Beginn des 19. Jahrhunderts im Königreich Preußen die Katholi-

ken und die katholische Kirche noch unter Staatsaufsicht standen, wurde dieses „preußische Staatskirchentum“ ab dem Jahre 1814 nach der Rückeroberung auch auf das linke Rheinland übertragen. In einem Hirtenschreiben der beiden verbliebenen Aachener Generalvikare Fonck und Klinkenberg vom Mai 1815 „dankten sie Gott, dass endlich das ungewisse Schicksal der Rheinlande beendet“ war und forderten alle Katholiken auf, dem König von Preußen, Friedrich Wilhelm III. (1797-1840), „Treue zu geloben und Gehorsam zu erweisen“, was in einer großen Huldigungsfeier am zweiten Pfingsttag 1815 vor dem Rathaus und im Dom zu Aachen zum Ausdruck kam. Doch danach war es noch lange Jahre ein schwieriger und spannungsreicher Prozess zwischen den katholischen Rheinländern und den (protestantischen) Preußen.

Bis es nach den Jahren 1821 bis 1825 zu einer kirchlichen Neuordnung im Rheinland kam, arbeiteten und wirkten unter der Leitung der Generalvikare Martin Fonck und Michael Klinkenberg (†12.03.1822) auch das Aachener Kathedrankapitel und das Aachener Ordinariat in der komplexen und schwierigen Verwaltung des nun preußischen Bistums Aachen. Denn nachdem durch die französische Säkularisation von 1802 das gesamte kirchliche Eigentum bis auf die notwendigen Gotteshäuser sowie Wohnhäuser der Bischöfe, Domherren und Pfarrer zugunsten des Staates eingezogen worden, wurde dieser Säkularisierungsprozess zwar ab 1806 verlangsamt und die preußische Verwaltung hatte die Zahlung der Gehälter der Domherren, Domvikare und sonstigen Angestellten der Kathedrale übernommen, aber z. B. die Zahlung der Pfarrergehälter war in Rückstand geraten. Auch die Verwaltung der Stiftungen, Steuern und Stolgebühren war schwierig und problemgeladen und „jede Sammlung, auch wenn sie rein kirchliche Zwecke verfolgte, musste von den Staatsbehörden genehmigt werden“ (S. 182).

Auch die Lage des im dritten Kapitel ausführlich beschriebenen „Klerus“ des preußischen Bistums Aachen war infolge der

Säkularisationsmaßnahmen von „Priestermangel“ gekennzeichnet, und das Durchschnittsalter der Priester hatte schon im Jahre 1805 bei 53 Jahren gelegen, so dass es in preußischer Zeit auf über 60 Jahre angestiegen war und „ab 1818 der Priestermangel immer fühlbarer wurde“ (S. 187). Deshalb gab es zwischen dem Generalvikar Fonck und den preußischen Behörden heftige Auseinandersetzungen um die Befreiung der Priesteramtskandidaten vom preußischen Militärdienst. Denn nach der Aufhebung der Universitäten Bonn und Köln konnte die Ausbildung des Klerus nur im Kölner Priesterseminar noch realisiert werden. Rückblickend klagte dann dazu der neue Kölner Erzbischof Ferdinand August Graf von Spiegel (1825-1840/1848) im Jahre 1825: „Das Clerikal-Seminarium hier in Köln ist in ganz elendem Zustande, Armut und Lippengebet bestimmen gleichsam die Aufnahme, auf Gymnasialstudien wurde nicht geachtet“ (S. 198). Doch „der aus den ehemaligen Orden hervorgegangene Klerus hatte durchweg eine gediegene wissenschaftliche Ausbildung genossen“ (S. 203). Wegen der Vakanz des bischöflichen Stuhles im preußischen Bistum Aachen mussten die Seminaristen zur Erteilung der Weihen sich vielfach an auswärtige Bischofssitze wenden. Im Jahre 1818 reiste dann erstmals der in Münster amtierende Weihbischof Caspar Max Droste Freiherr zu Vischering (†1846) nicht nur zur Spendung der Firmungen ins Rheinland, sondern weihte u. a. auch 91 Diakone und 97 Priester. Nach dem Ende der „französischen Fremdherrschaft im Rheinland“ hatte man „vielerorts geglaubt, dass nun die von Napoleon aufgehobenen Klöster wiedereingerichtet würden“. Doch „im Allgemeinen war der Geist der in Preußen maßgeblichen Kreise den Klöstern und Orden sehr ungünstig“ gesonnen, auch dem im Jahre 1814 von Papst Pius VII. wiederhergestellten Orden der Jesuiten gegenüber (S. 205). Lang ist die Liste der männlichen und weiblichen Klöster, die in der Zeit des preußischen Bistums Aachen ausstarben bzw. aufgelöst wurden: z. B. die Ursulinen in Aachen, „die sich noch wäh-

rend der französischen Zeit der Erziehung der weiblichen Jugend gewidmet hatten, verfielen auf Wunsch der Insassen 1818 der Auflösung". (S. 208). Außerdem setzten vielfach „noch Insassen ehemaliger Klöster ihr früheres gemeinschaftliches Leben in Privathäusern fort, wie etwa eine Anzahl unbeschuerter Karmelitinnen in Köln, deren letzte erst im Jahre 1842 starb. Die ehemaligen Klöster der Franziskaner in Brühl und der Kapuziner in Düren wurden als Lehrerseminar eingerichtet" (S. 209). Weiterhin versuchten die Staatsbehörden mit dem Übergang der Rheinlande in die preußische Verwaltung, „sich auch Einfluss auf die geistliche Disziplinargerichtsbarkeit zu verschaffen". Doch die Zahl dieser Verfehlungen von Geistlichen war relativ gering. So beschwerten sich „1816 Bürger aus Wallhausen über ihren Pfarrer Illiger wegen seiner Trunksucht und seines Verkehrs mit seiner jungen Magd." In Niederbreisig beschwerten sich die ortansässigen Familien, weil der Pfarrer ohne Genehmigung des Kirchenrates die „Familienstühle in der Kirche habe wegräumen lassen". Dazu blieb auch die Frage der Errichtung eines „Eremitenhauses" für solche problembeladenen Geistlichen im preußischen Bistum Aachen ungelöst in der Schwebe.

Auf weiteren 40 Seiten hat Jakob Torsy im vierten Kapitel ein anschauliches Bild des „religiös- kirchlichen Lebens" im preußischen Bistum Aachen aufgearbeitet. Dabei stand das Gotteshaus im Mittelpunkt des kirchlichen Lebens. Nachdem in französischer Zeit nur eine „geringe kirchliche Bautätigkeit" möglich gewesen war, begann unter der preußischen Verwaltung „eine regere kirchliche Bautätigkeit", z. B. die Kapelle in Altenburg und neue Kirchen in Geilenkirchen und Metternich. Wie Jakob Torsy umfänglich auflistet, wurde auch an der allgemeinen und künstlerischen Innenausstattung der Kirchen gearbeitet. Selbst die ausstehende Fertigstellung des Kölner Domes wurde in Angriff genommen, „um dieses Denkmal nicht untergehen und in Trümmern zerfallen zu lassen" (S. 233). Bei den „Sakramenten und Sakramentali-

en" blieb die französische Gesetzgebung bestehen, dass Taufen, Trauungen und Beerdigungen nur nach der Eintragung in die Zivilregister vorgenommen werden durften. Aber die in der Franzosenzeit „unterdrückten Volksbräuche und Andachten lebten wieder auf, so erhielt die Pfarrkirche von Hemmerden 1818 eine Kreuzreliquie und in Mönchengladbach fand 1824 die Ausstellung der Heiligtümer statt" (S. 242). Bei den „Prozessionen, Wallfahrten und Bruderschaften" konnte unter dem preußischen Staatskirchentum, sofern sie nicht im direkten Staatsinteresse lagen, nur ein mäßiger Anstieg festgestellt werden, z. B. bei „den Prozessionen in Kevelaer von 1817 bis 1820 von 160 auf 190" (S. 251). Auch die „Feiern und Gebete bei besonderen Anlässen" wurden stark vom preußischen Staat geprägt und gaben „ein Bild von dem kirchlichen und nationalen Leben wie auch von den allgemeinen Nöten und Anliegen des Volkes" (S. 268).

Der „Mitarbeit der Geistlichkeit bei der Neuordnung des Schulwesens" hat Jakob Torsy mit über 70 Seiten mit dem fünften Kapitel sein größtes Kapitel gewidmet, das nun durch einen Nachtragsfund auch mit dem fünften Paragraphen über die Universität Bonn vollständig vorliegt. Denn in diesem Jahr 2018 wurde aktuell in Anwesenheit von Bundespräsident Walter Steinmeier das 200-jährige Bestehen der Bonner Universität begonnen.⁵ Dazu hat Jakob Torsy nicht nur das breite preußisch-rheinische Ringen in der Standortfrage Köln oder Bonn aufgearbeitet, sondern auch das preußische Bemühen, „möglichst hervorragende Theologen nach Bonn zu berufen". Selbst die Berufung des Münsteraner Professors Georg Hermes (+1831) im Jahre 1820 und „trotz des nach seinem Tode einsetzenden Streites um seine Lehre („Hermesianismus")", der tiefgehende Wellen im deutschen Katholizismus warf", sieht Torsy dies für Zeit des preußischen Bistums Aachen nicht „als einen Missgriff der Regierung" an. (S. 336).

Zwar hatte man in den geistlichen und weltlichen Territorien des Rheinlandes

am Ende des 18. Jahrhunderts durchaus „ernstlich an einer Reform des Bildungswesens“ gearbeitet, aber die Französische Revolution zerstörte dann weitgehend diese „verheißungsvollen Ansätze“ im Bereich der Volksschulen, der Lehrerbildung, der höheren Schulen und des Religionsunterrichtes. Als das Rheinland 1814 preußisch wurde, war in Preußen die „Neugestaltung des ganzen Bildungswesens im Fluss“ (S. 270f.). Diese Verbesserungsprozesse zeichnet Torsy mit flächendeckenden Beispielen für das preußische Bistum Aachen in den Jahren 1816 bis 1825, Z. B. „in Elsenborn, Mürrigen, Sourbrodt und Wegwertz stellten die Pfarrer ein Zimmer ihrer Wohnung für Schulzwecke zur Verfügung“ (S. 278).

Abschließend liegen dazu von dem VI. Kapitel über „die geistige Haltung des rheinischen Katholizismus“ durch den Nachtragsfund von Jakob Torsys Entwürfen zumindest noch zwei „Unterpunkte“ vor. Beginnend mit dem „politischen Christentum“ geht Torsy dabei im Anschluss an die spezielle Kirchengeschichte von Gotthard Kunze (1940) von der Grundlage aus, „religiöse und politische Erneuerung gingen Hand in Hand, und die nationale Wiedergeburt fanden ihre stärksten Impulse vom Religiösen her“ (S. 345). Dazu geht Torsy genauer auf die „innerkatholischen Auseinandersetzungen“ ein, denn seit der „Aufklärungszeit finden wir unten Theologen eine große Anzahl von Leuten, die aus innerer Verantwortung das Bewusstsein erreichten, die überlieferte kirchliche Lehre mit den Ergebnissen der neueren Philosophie in Einklang zu bringen und das religiöse Volksleben von eingerissenen Missbräuchen zu reinigen. So gab es auch in dem nachnapoleonischen Jahrzehnt eine Reihe von Katholiken, die aus demselben Geist heraus einer Reform der Kirche das Wort redeten, ohne selbst an eine Trennung von der Kirche zu denken“ (S. 346). Mit den vielfältigen geistigen Aufbrüchen, zu denen auch die Zeitschrift der „Neue Rheinische Merkur“ gehörte, endet die von Jakob Torsy skizzierte Profilierung des nach der Französischen Revolution und ihren Folgen

wieder aufblühenden rheinischen Katholizismus im preußischen Bistum Aachen.

Anmerkungen:

- 1 Vgl. Sabine Graumann, Französische Verwaltung am Niederrhein. Das Roerdepartement 1798-1814 (Düsseldorfer Schriften zur Neueren Landesgeschichte und zur Geschichte NRWs, Bd. 27), Essen 1990.
- 2 Vgl. Dieter P. J. Wynands, Kleine Geschichte des Bistums Aachens. Bischöfe, Weihbischöfe, Generalvikare (Veröffentlichungen des Bischöflichen Diözesanarchivs Aachen, Bd. 40). Aachen 3. Aufl. 2012.
- 3 Jakob Torsy, Geschichte des ersten Bistums Aachen in preußischer Zeit (1814-1825), hrsg. von Reimund Haas (Forschungen zur Volkskunde, Heft 69), Münster: MV-Verlag 2018, ISBN 978-396163-139-1, 49,80 Euro. Hieraus auch die weiteren Seitenzahlen der Zitate, soweit nicht anders angegeben.
- 4 Maßgeblich steht hinter den Veröffentlichungsarbeiten das Institut für kirchengeschichtliche Forschung des Bistums Essen. Dazu vgl.: Institut für kirchengeschichtliche Forschung des Bistums Essen, Reimund Haas, Marlies Haastert, Abschluss-Bericht 2018, S. 19. Reimund Haas, Frühe und letzte Christen an der Ruhr. Zu vorliegenden und anstehenden biographischen und institutionellen Studien und Veröffentlichungen am Beispiel und aus dem Erbe des Essener Instituts für kirchengeschichtliche Forschung (1976-2018), in: Traugott Bautz, Bernd Jaspert (Hrsg.), 50 Jahre Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon. Ein Weg in die Zukunft. Nordhausen 2018, S. 249-313. Zugleich ist es das erste gedruckte Buch aus der Habilitationsschrift des Bearbeiters „Conservation of Christian cultural heritage“ (2017) an der digitalen Euregio University.
- 5 Vgl. Henning Schoon, Wir – seit 200 Jahren. Gottesdienst und Festakt zum Jubiläum der Universität Bonn. 200 Jahre Uni Bonn, Festakt mit Bundespräsident. In: Kirchenzeitung für das Erzbistum Köln 2018, Nr. 18, 28.10., S. 24.

Literaturdienst

Guido Meyer/Norbert Wichard (Hrsg.): „Sprachen der Kirche. Über Vielfalt und Verständlichkeit kirchlichen Sprechens. München 2018, 208 S. ISBN 978-3-882074628.

Johann Baptist Metz hat feinfühlig auf die Unterscheidung von kirchlicher Sprache und kirchlichem Sprechen aufmerksam gemacht und damit auf die Spannung, die im Übertrag glaubender Gewissheit hin zur Lebensrelevanz liegt. Die Spannung ist weder negierbar noch ist sie trivial, wenn man sich die Auswirkungen des Scheiterns des Übertrags vor Augen führt. Und oft genug ja auch erlebt.

Das vorzustellende Buch widmet sich der Aufgabe, die Verständlichkeit kirchlichen Sprechens und ihre Vielfalt zu betrachten. Es bildet den Ertrag der Beiträge zu einem Studienseminar am religionspädagogischen Seminar der RWTH Aachen, das in Kooperation mit dem Bistum Aachen durchgeführt wurde. Entsprechend stammen die Autor(inn)en aus diesem Umfeld.

Gemäß dem akademischen Studienhintergrund folgt das Buch im Aufbau einer klaren Struktur. Die 11 ordentlich gearbeiteten Aufsätze umfassen je gut überschaubare 10-15 Buchseiten. Vom jeweiligen Zugang aus wird die Sache betrachtet und ergründet. Mehr aber leider nicht – und damit muss die Kritik beginnen. Die zu klärende Frage lautet: Wozu braucht es dieses Buch?

Jeder Aufsatz birgt in sich plausible Betrachtungen und verhilft – dem Lehrauftrag eines Seminars entsprechend – zu einem grundsätzlichen Einstieg. Aus pastoralpraktischer und kirchenentwicklerischer Sicht fehlt es aber an Dingen. So sind die versammelten Autor(inn)en größtenteils Universitäts- oder Bistumsmitarbeiter. Zwei Autoren aus dem Bereich Medien und Kultur bilden schon die größte Fremdheit. Zwar werden die jüngsten „Klassiker“ zum Thema eifrig zitiert (Erik Flügge, Thomas Frings), ein originärer Beitrag fehlt aber. Die vermutlich erfolgte Aufbereitung der Impulse im Studienseminar hätten mithineingenommen und die Leser(in) somit in die Denk- und Entwicklungsschule hineinholen können – zum Beispiel: Was waren jeweils zwei wichtige Erkenntnisse und zwei neue Fragen?

Pastorale Praktiker(innen) suchen immer nach Verwertbarem. Hier ist es von den Herausgebern gut gewählt, nicht die x-ten Modelle, die eh nur kontext- und charismenorientiert funktionieren, aufzuführen. Doch bleibt der Gesamteindruck zurück, dass das Buch die Ahnungslosigkeit stimmiger

Sprache und relevanten Sprechens selber wieder spiegelt. Pointiert gesagt: Der kirchliche Apparat reagiert auf die Frage nach dem vielen Text in der Kirche mit viel Text. Es ist zweifelsohne gut, über die Sprache der Kirche und die eigene Haltung zum Sprechakt nachgedacht zu haben. Was man jetzt damit anfangen kann, was auch im Bistum Aachen daraus folgt, bleibt offen. Bischof Helmut Dieser hätte in diesem Sinne vielleicht eher ein Nach denn ein Vorwort beisteuern können.

Dabei deutet sich durchaus an, dass die Sprachprobleme in der Pastoral nur die Außenseite eines tiefersitzenden Problems sind, nämlich dass die Kirche den Menschen in der Welt von heute nichts zu sagen hat. Nicht, weil unsere Sprache stockt, sondern weil unser Sprechen einer inhaltlichen Grammatik folgt – Menschenbild, Ethik, Normen –, die für andere nicht relevant, sinnig, logisch, auch mal überraschend und insgesamt befreiend oder zumindest barmherzig ist. Der Beitrag von Guido Meyer bietet im Mittelteil passende Tiefenbohrungen dazu („Sprachverlust: Symptom oder Grund?“, „Religiöse Sprache als Sondersprache und Sonderwirklichkeit“). Pointierte Hypothesen hätten aber noch gutgetan, um die Wahrnehmungen nicht im Ungefähren zu belassen.

Einige Beiträge seien, für sich stehend, gleichwohl wertschätzend gehoben: Georg Langenhorst führt gekonnt in die Sprachschule der Literaten ein. Da geht es v. a. um Haltungsarbeit gegenüber Sprache als eigener Wirklichkeit, die nicht instrumentalisiert und funktionalisiert werden darf. Sonja Schüller führt das in ihrem Beitrag weiter aus. Andrea Kett gelingt unter der schönen Überschrift „Nicht Postbote des Glaubens, sondern Geburtshelferin sein“ ein lesenswerter Tetralog zwischen systematischer Theologie, Pastoral, christlicher Lyrik und Kommunikationspraktikern. Statt zu lamentieren oder umgekehrt in Hybris zu verfallen, fragt Kett nach den Funktionen von Seelsorgesprache. Der Impuls dahinter lautet: Verhaltet euch professionell dazu. Zu liturgischer Sprache, biblischer Sprache (v. a. als Übersetzungsarbeit) und der Sprache der Kanonistik werden „Feldstudien“ angeboten. Besonders die beiden Betrachtungen zur Liturgie, von Peter Dückers und Christiane Bongartz (den Lesern des Pastoralblatts durch ihre Betrachtungen bekannt), sind aufgrund ihrer Unterschiedlichkeit ein lohnenswerter Durchgang: Liturgiesprache einerseits, Sprache der Liturgie andererseits.

Dass die Kolleg(inn)en aus dem Bistum Aachen sich dem Thema stellen, ist zu würdigen. Vielleicht ist das die Bedingung der Möglichkeit einer Veränderung und Entwicklung. In diesem Sinne: Aachen, zeig uns, was du verstanden hast!

Jan-Christoph Horn

Auf ein Wort

Fremd-Wort

Gottes Wort
ist nicht Fremdwort geworden,
aber Fremden-Wort,
Wort eines Fremden.
So steht ER vor der Tür und klopft an.
Wer den Fremden ausschließt,
der schließt sich vom Wort aus,
das Frieden seinem Haus sagt.

Ich wünsche uns fürs kommende Jahr,
dass wir Freunde werden
im Fremden-Wort
und unser Haus haben,
füreinander
und für den Fremden.

Klaus Hemmerle

aus: Ders., Zur Krippe. ... durch die Hintertür
München 2017, S. 86.

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Uta Raabe, Niederwallstraße 8-9, 10117 Berlin | Generalvikariatsrat Dr. Christian Hennecke, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim | Markus Roentgen, Erzbistum Köln - Generalvikariat, HA Seelsorge, Marzellenstraße 32, 50668 Köln | Pfr. Dr. Reiner Nieswandt, Hachdahlerstr. 1, 40724 Hilden | Bruno Schrage, Diözesan-Caritasverband für das Erzbistum Köln, Georgstraße 7, 50676 Köln | Prof. Dr. Wendelin Knoch, Im Bruchfeld 7, 45525 Hattingen | Prof. Dr. Reimund Haas, Johannesweg 5a, 51061 Köln

Beirat: Domkapitular Rolf-Peter Cremer, Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard, Domhof 12, 49074 Osnabrück | Petra Dierkes, Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Uta Raabe, Niederwallstraße 8-9, 10117 Berlin | Generalvikariatsrat Dr. Christian Hennecke, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Hildesheim, Köln und Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63, 50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7001, Fax (0221) 1642-7005, E-Mail: gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im Ritterbach Verlag GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104, 50374 Erftstadt

Der jährliche Bezugspreis beträgt 36,00 Euro incl. MWSt. | Einzelheft 3,50 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104, 50374 Erftstadt

ISSN 1865-2832

Ritterbach Verlag GmbH · Friedrich-Ebert-Straße 104 · 50374 Erfstadt
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E